





00  
10

T





Nützlicher und getreuer

# U n t e r r i c h t

für den

L a n d- u n d B a u e r s m a n n

auf das Jahr 1776.

oder

fortgesetzter allgemeiner

## L a n d w i r t s c h a f t s- K a l e n d e r,

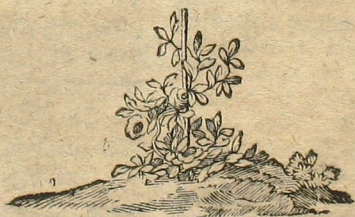
siebenter Jahrgang.

---

worinnen

alles dasjenige zu finden, was derselbe sowol in Absicht auf seine Gesundheit, als auch bey dem Feldebau, auf Aeckern und Wiesen, in Gärten und Weinbergen, desgleichen bey allen Gattungen d. Viehzucht, und wie dasselbe nicht nur gesund zu erhalten, sondern auch bey vorkommenden Seuchen und Krankheiten leicht und glücklich zu curiren sey, in Acht zu nehmen hat;

alles nach den besten Erfahrungen unserer Zeiten  
zusammengetragen:



---

St u t g a r t,  
bey Johann Benedict Mezler.



Vertrag über die

# Vertrag

über die

## Land- und Forstverwaltung

zwischen

dem Staat und

# Land- und Forstverwaltung

in

dem Lande Sachsen-Anhalt

am 1. Januar 1872

Vertrag







# I.

## Natürliche Zeichen der Witterung.

### Fortsetzung.

Siehe Kal. 1773, S. 2.

Nr. 10) **V**om Aussehen der Sonne.  
Geht die Sonne zu zeitig auf, wird es also bald der Tag, als es werden sollte; so deutet auf Regen.

Geht die Sonne roth und feurig auf, so bedeutet Wind und Regen: im Sommer und Herbst bey warmem Wetter sehr starken Regen von kurzer Dauer, im Winter oder Frühling aber einen mässigen anhaltenden Regen. Ist es aber bey Aufgang der Sonne wolkigt, und vergehen die Wolken bald, so bedeutet schön Wetter. Morgengrau, Abendroth ist ein guter Wetterboth, wenn nämlich die häufige Dünste, welche Abends den Himmel roth machen, im Thau herab fallen, oder sonst so gleich vertheilt werden, daß der Morgen grau erscheint. Eine rothe Wolke bey Untergang der Sonne bedeutet schön Wetter, aber jene Wolke muß nicht weit vom Orte des Unter-

Landwirthsch. Kalender 1776,

gangs abstehen, z. E. nicht ostwärts, sonst ist den folgenden Tag Regen oder Wind.

Anm. Diese Regeln und die folgende lassen sich auf alle himmlische Körper ausdehnen. Ist der Himmel heiter und ohne Wolken, so sind die Dünste in der Luft gleich vertheilt, und zwar in Dunstgestalt. Die Stralen der Himmelskörper finden also auf ihrem Wege bis zu uns keinen Unterschied in der Dichtigkeit der Luft, werden nicht gebrochen, und geben keine Farben. Sobald man nicht die gewöhnliche Farben an der auf- oder untergehenden Sonne, Mond u. dgl. oder an den Wolken, oder sonst am Himmel oder in der Luft wahrnimmt, so sind die Dünste ungleich in der Luft vertheilt, und haben sich da oder dort in Wasserkügellein gesammelt. Die aufgehende Sonne befördert durch die Wärme und die Stöße ihrer in die Luft hereinfallenden Stralen die gleiche Vertheilung der Dünste in der Luft. Krause oder Hölse um die Sonne oder Mond herum, auch die Nebensonnen und Nebenmonde zeigen an, daß die Luft mit einer großen Menge wasserichter, vielleicht oft gefrorener Dünste beladen ist, und bedeuten Regen, oder Wind, oder beedes.

A

Hat



Hat die Sonne Abends eine ganze Krone um sich, die, wann sie abnimmt, nicht zerbricht, sondern auf allen Seiten zumal verschwindet: so folgt schön Wetter, Wind aber von dort her, wo sich der Circul zuerst aufthut. Wo die Krone schwärzlich ist, bedeutet sie nach der Jahres-Zeit Regen, Sturm, Kälte. Ist um die Sonne, wann sie erst aufgegangen ist, oder bald untergehen will, ein finsterner oder röthlicher Ring; führt sie noch falsche (Neben-)Sonnen bleichgefärbt bey sich: so gibts etliche Tage lang Regen oder Wind. Geht sie mit einem bläulich weissen Circul auf, so regnets bald.

Ein schöner Tag folgt, wann die Sonne Abends mit einer schönen Röthe untergeht, Morgens aber darauf wieder helle aufgeht, besonders wann sie keine Flecken und schwarze Wolken um sich hat, sondern der Himmel hell und rein anzusehen ist. Geht sie in einer feurigen Morgenröthe auf, so folgt Regen oder Wind, besonders wann sie bald schwarz wird. Ist sie lange Zeit vor ihrem Untergang purpurfarbigt gewesen, ist sie beyhm Untergang größer als gewöhnlich, und verbirgt sich in röthliche Wolken: so folgt Wind.

Scheint die Sonne bey ihrem Auf- und Untergehen größer als gewöhnlich, und weht zugleich der Süd oder Westwind: so gibts Regen, besonders um die Zeit der Nachtgleichen. Hat sie im Auf- und Untergehen eine ovale Figur, so deutets bey jenen 2 Winden auf Regen, Thau, oder Reifen.

Erscheint vor der aufgehenden Sonne eine kleine Wolke, so folgt schön

Wetter; Regen aber, wenns eine dicke Nebelwolke ist. Erscheint die Sonne mit etlich finstern Wolken, und weht dabey der Südwind: so kommt Regen, Sturm und desto größer Ungewitter, je dunkler die Sonne wird. Geht Morgens eine kleine Wolke vor der Sonne auf, und folgt ihr mit mancherley Farben; so regnets plötzlich. Häufen sich die Wolken um die Sonne bey ihrem Aufgang, so folgt groß Ungestümm.

Ist die aufgehende Sonne blaß, und der Himmel am Morgen dunkel: so folgt bald Regen mit starkem Wind. Es regnet auch, wenn sie trüb und in einer schwarzen Wolke aufgeht, und ihre Stralen gegen Norden und Süden blaß hinwirft. Geht sie unter einer dicken Wolke auf, so regnets den nächsten Tag darauf; regnets aber so gleich darauf, so kommt den folgenden Tag ein starker Wind. Diß ereignet sich auch, wenn sie blaß untergeht.

Stehen die Sonnenstralen des Abends in schwarzen dicken Wolken, so folgt Regen oder Wind. Schließt die Sonne beyhm Untergange sich in weißlichte sehr ausbreitende Wolken ein, so regnets in wenigen Tagen; so auch, wenn sie nicht lange vor ihrem Untergang sich in eine Wolke verkriecht, oder eine schwarze Wolke auf der linken Seite nahe bey ihr ist.

Wird die Sonne Morgens und Abends durch eine dicke und hohle Wolke bey ungewöhnlicher Wärme gesehen; so drohet sie Donner. Stumpfe und abgestümmelte Stralen an der Sonne im Auf- und Untergehen bedeuten Regen, auch wenn sie lange Stralen meistens  
zwerch



zwerch durch das Gewölk in die Ferne schieffet, so man Sonnenzöpfe und das Wasserziehen nennt; so folgt Regen. Zerstreut sich bey ihrem Auf- und Untergang das röthliche Gewölk, so regnets.

Sieht man die Sonne den ganzen Tag oder doch den größten Theil des Tags durch einen nassen Nebel, wie eine Kugel; so ist Regen zu besorgen.

Erscheint sie gleichsam versunken in den Himmel, und erstrecken sich ihre Strahlen dunkelhaft gegen Süden oder Norden; so folgt Regen oder Wind.

Zittert das Sonnenlicht um den Rand der Sonne herum; so ist die Luft sehr voll Dünste. (Das übrige folgt künftig.)

## II. Von der Gesundheit der Menschen.

Die Pocken (Kinderblattern, Ur-schlechten) werden nach Herrn von Saens, Kaiserl. Leibarztes Anweisung am sichersten also geheilet.

1) Gehen die Pocken herum, und man muß sorgen, es werde einer angesteckt, der aber übrigens noch gesund ist; so lasse man ihm zur Ader, und gebe zum Abführen ein Laxier z. E. Manna, oder das Seignettische Salz, oder den wienerischen Laxiertrank. Bey gutem Wetter mache er kleine Spaziergänge, esse leichte Speisen, mäßig, trincke nichts hiziges, sondern verdünnende Getränke, z. E. überschlagenes Brunnenwasser, Thee mit Citronensaft, häufige Limonaden. Die Luft im Zimmer seye rein, er gehe zeitlich zu Bette, und hüte sich vor allen heftigen Leibes- und Gemüths-Bewegungen, bis endlich die Pocken ausbrechen, oder man sicher ist, daß keine kommen werden. Bekommt man Lenden- und Kopfschmerzen, Kälte, Hitze, Eckel, Erbrechen, so ist man sicher schon angesteckt. In 3 — 4 Tagen brechen die Pocken hervor, oder das Fieber endet sich, aber selten wie

ein gemeines Fieber, auch zuweilen durch ein Geisern. Merkt man eine Vollblütigkeit, eine starke innerliche Bewegung und Wallung, (orgasmus) oder eine Unterdrückung des Pulses, so widerhohlt man die Aderläße. Man gibt täglich Clystiere aus erweichenden Mitteln mit Salpeter und Honig, läßt einen Absud aus Gerste und Graswurzeln mit Salpeter und Holdergefäß in großer Menge trinken, gibt Morgens und Abends eine Stunde lang ein warmes Fußbad. Bey zärtlichen Naturen legt man auf die ganze Fußsole das Meliloten-Pflaster, bey weniger Zärtlichen aber ein starkziehendes Pflaster. Bey Nacht solle der Kranke im Bette, bey Tag aber größtentheils ausser demselben verbleiben. Er soll Fleischsuppen, die mit einer Säure aus dem Gewächsreiche versetzt sind, Milchspeisen, säuerliche Küchenkräuter, Sommerfrüchte genießen. Die Luft des Zimmers solle rein, oft erneuert, und so gemäßig seyn, daß weder die Hitze noch Kälte vorschlägt.

2) Auf den Zeitpunkt der Ansteckung, folgt nun der Zeitpunkt der Entzündung,



dung, dessen Gegenwart die rothe Flecken anzeigen, aus denen nachmals die Pocken entstehen. Hier kann die Gefahr groß werden, und daher muß man den Kranken sorgfältig behandeln. 1) Das Zimmer des Kranken seye geräumig, liege gegen Abend, besonders im Sommer. Das Haus sey auf einem gesunden und lüftigen Plage. Es seyen nicht mehrere Kranke in einem Zimmer, oder doch wenigstens seyen ihre Betten weit voneinander entfernt. 2) Gleich im Anfange schaffe der Kranke sein bisheriges Kleid und Hemd weg, und lege frische an, die trocken, rein und etwas warm sind, und die man wieder, so bald sie etwas unrein sind, mit reinen abwechsellet. Diß Wechseln hat nicht die geringste Gefahr, wenn das neue Hemd warm ist, man beym Anlegen Thüren und Fenster zumacht, die Vorhänge des Bettes zuziehet, man nicht lange damit zaudert, und der Kranke sich gleich darauf wieder zudeckt. (Auch das Abwechseln der Leilacher ist gut und nöthig.) Der Kranke solle dünne Kleider, und dünne Bettdecken haben, welche nur die Kälte abhalten, nicht aber Schweiß auspressen. Federbetten taugen nicht. 3) Die Luft des Zimmers muß öfters erneuert, und von Dünsten gereinigt werden. Man lasse nicht viele Leute ins Zimmer, die es mit ihren Dünsten sonst erfüllen. Man lasse die Thüre offen, damit die innere und äussere Luft frey circuliren könne. Ist das Wetter nicht ungünstig, sollen auch die Fenster bey gezogenen Bettvorhängen offen seyn, um statt der alten verdorbenen Luft eine frische einzulassen. Diß thue man in

wärmerer Jahreszeit öfters des Tages, auch nur durch wenige Minuten; in kälterer erwärme man, wenn der Kranke das Hemd wechselt, das Zimmer durch Einheizen des Ofens, oder ein auf der Kohlpfanne brennendes Wachholderholz. Die Luft seye ja nicht zu warm, die Wärme erstrecke sich nur auf  $12\frac{1}{2}$ —14 Grade des Reaumurischen Thermometers, nicht aber, wie es meistens auf demselben steht, auf 17 Grade. Ofen sind nicht so gut als Camine. Man darf den Kranken auch der frischen Luft genießen lassen; er darf an einem offenen Fenster sitzen, in ein anders Zimmer gehen, in einem größeren Hause herumspazieren, auch gar in Garten, Hof, und in andere Häuser gehen. Man heste ihn also weder beständig ans Bett, noch verbiete ihm alle Gemüths- und Leibesbewegungen. Greiffet die Krankheit den Patienten hart an, ist er schwach, daß er nicht ausser dem Bette seyn, ja sich nicht aufrichten kann, welches doch, wenn man von Anfang an auf gemeldete Art handelt, gar selten vorkommt; so richte man ihn doch auf, und öfters, bis er  $\frac{1}{2}$  Stunde und länger im Bette sitzen kann, nehme ihn täglich 2mal aus dem Bette, bis dieses gesäubert und frisch gemacht ist, seze ihn in einen Sessel, lasse ihn das folgende mal etwas länger sitzen, oder, wenn er gar zu schwach ist, stellt man ein frisches Bett an das vorige hin, bringe ihn darauf, und macht indessen das vorige zurecht. 4) Es ist sehr nützlich, gleich vom Anfang der Krankheit durch alle Zeitpuncte derselben hindurch täglich 2mal, und jedesmal eine Stunde lang, die Füße in ein bis

an



an die Knie gehendes lauwarmes Bad zu setzen, auch die Hände und Arme in ein weites mit warmem Wasser angefülltes Becken zu halten, damit sich, welches gefährlich ist, die Pocken nicht häufig ins Gesicht, sondern an Hände und Füße setzen. Die Bäder selbst bestehen aus bloßem Wasser, oder Wasser, worinn Eibisch, Pappeln, Glaskraut, Birngelkraut, Wulkkraut, oder andere erweichende Kräuter abgekocht worden, oder Wasser mit  $\frac{1}{3}$  —  $\frac{1}{4}$  Kuhmilch vermischt. 5) Vom Anfange an der Krankheit bis zu Ende sorge man für die Augen, wasche sie nämlich täglich 20 — 30 male mit etwas kühlem Wasser und Milch gelinde aus. Diß ist ein sicheres Mittel. 6) Durch alle Zeitpuncte hindurch solle die Nahrung ohne die Eingeweide zu beschweren, nahrhaft, verdünnend, und der Fäulniß widerstehend seyn, z. E. dünne Fleischbrühen, darein die reichere Citronensaft, die ärmere Weinsteinrahm (cremor tartari) mischen. In die Suppe kocht man ein Reis, Gerste, Weizen, Sauerampfer, Sauerflee, Endivien, Salat; auch gesottene oder gekochte Sommerfrüchte. Fleisch, auch junges Hühnerfleisch, meide man gänzlich. Der Trank solle seyn gewässerte oder ausgebutterte (d. i. Rühr-) Milch, Molken (Ziegerwasser, Gerstenwasser, Haberwasser, da man unter ein halb Maas oder 2  $\mathbb{H}$  desselben 4 Loth Holdergeselz, oder Maulbeer oder Aepfelsaft mischt. Je mehr man, z. E. 2 — 3 Maase in 24 Stunden, davon trinkt, desto leichter wird die Krankheit. 7) Arznei gebe man wenig. Man kann etwa unter obige Getränke Weilchen-

Nellen: Kornblumen: Holderbeer: Himbeer: Maulbeer: Citronen: Granaten: Saft, Salpeter, den Salz: Schwefel: Salpeter: oder Vitriol: Geiſt thun, auch in dringenden Fällen die Fieberrinde geben. Man kann auch mit gutem Erfolge vom ersten Ausbruch der Pocken an bis zu ihrer Abtrocknung täglich in 24 Stunden 2mal den Mohnsaft in Mixturen und etliche Unzen Bockshörnleins: Syrup geben, nämlich 2 — 4 Loth von diesem, 2 Loth weissen Mohnsyrop, oder 1 Gran Mohnsaft. Besonders dient das, wann die Pocken zu gehöriger Zeit kaum hervorbrechen, oder während der Entzündung oder Eiterung wider zu verschwinden anfangen. Die rothmachende und blasenziehende Mittel sind besonders anzurühmen. Die ersten lege man nach jedem Bade auf die abgetrocknete Fußsolen, auch wohl auf den ganzen Fuß und den Kniebug, z. E. Melilotenpflaster, Sauerteig, Senfmehlpflaster, oder am besten diesen Umschlag: 1  $\mathbb{H}$  Sauerteig (Hefel), Rauten 1 Handvoll, gemeines Salz 1 Loth, Senfmehl 1 Loth, und Essig, so viel genug ist, aus diesem einen Teig zu machen, den man wohl wärmt, und in der Länge der Fußsole aufstreicht. Blasenpflaster, die man mit 1 Theil Melilotenpflaster auch vermischen kann, legt man aus der nämlichen Ursache auf die Waden, Schenkel, den Oberarm, den Nacken, ja auch auf den geschornen Kopf selbst, vornehmlich wenn die Pocken kaum ein Eiter enthalten, wenn sie wieder zusammenfallen, wenn der Speichelfluß ohne Aufschwellen der Hände aufhört, Angst, Schmerzen, Kopfschmerz, Irrededen anfangt, und

A 3

alle



alle Kräfte darnieder liegen. Sie befreuen die innere Theile des Leibes vom Eiter, und entreißen oft einen schon in Zügen liegenden dem Tode. Dienlich sind in Kopfschmerzen und Irereden auch Umschläge, die man auf den Kopf legt, und die man macht aus den Blumenkuchen, welche nach der Destillation des Rosenwassers übrig bleiben, oder indem man Rosen oder Seebumenwasser mit Holder oder Rosenefig vermischt, und auf Brosamen oder Leintücher gieffet.

3) Zeitpunct der Eiterung, d. i. vom achten Tage nach dem ersten Anfall der Krankheit bis in 10—11—14 Tag. Zu dieser Zeit kommt ein Speichelfluß. Desters hört er in der Mitte auf, und erregt die größte Gefahr. Freye Luft, die oben nr. 2. gerühmte Mittel von Mohnsafft u. dgl. ein aussen um den Hals geschlagener erweichender Umschlag, das Ausgurgeln und öftere Einsprizen der mit Wasser vermischten Milch, in welche man Beilchen-Maulbeer: Himbeerfaß gieffet, mehrere hier und dort gezogene Blasen (Blattern), und öfters wiederholte Aderlässen, besonders sogleich, wenn die Zufälle anfangen dringend zu werden. Oft zeigen sich auch in diesem Zeitpuncte Entzündungs- oder Eiterungs- oder krämpfige Krankheiten im Kopfe, der Brust, dem Unterleibe. Diese sind Vorboten des Todes. Neben der freyen, und gemäßig warmen Luft ist nöthig, augenblicklich Ader zu lassen, darauf folgen Blasenpflaster, Bäder, stillende Mittel vom Mohn u. dgl.

4) Zeitpunct der Abtrocknung oder Abdorrung. Hier können die Zufälle

wie beym 2ten Zeitpuncte sich ereignen; hauptsächlich wenn der Speichelfluß nachläßt, und doch die Hände und Füße nicht mehrers aufschwellen, oder die Geschwulst nicht eine Zeitlang anhält. Bey entstehender Lebens-Gefahr brauche man die schon angezeigte Mittel, nämlich die frische Luft, die Aderläße, Blasenpflaster, Clästiere, der Entzündung entgegen gesetzte ausführende Mittel, gemeines Wasser, einen erweichenden Absud, den man versetzt mit dem Geiste von Vitriol, Salz, Salpeter, durch die Glocke bereitetem Schwefelgeist, und eingesottenen Säften der Sommerfrüchte. Es beugt vielen bösen Folgen der Pocken vor, wenn man sie aussticht, oder vielmehr ausschneidet, so oft sich neues Eiter ansetzt, wieder hinwegwischt, und öfters mit warmer Milch und Wasser abwischt. Diß erhält auch die Schönheit des Angesichts, weswegen man auch gleich nach der Abtrocknung die Haut mit Mandelöl bestreichen solle. Ueberhaupt ist es gut, mit Milch und Wasser jede Pocke insbesondere, und die ganze Kinde überhaupt sorgfältig zu erweichen; so krißt die Materie nicht ein, und sind fast keine Flecken an der Haut zu sehen. Gegen das Ende der Abdorrung gebe man, damit nicht Eiter zurückbleibe, 6—10 Loth wienerischen Varietrancks u. dgl. Diese Abführung wiederhole man 3—5male um den andern oder dritten Tag. Nichts verhütet aber mehr üble Folgen der Pocken, als nach der Abtrocknung eine Aderläße auch noch vorzunehmen, und, wenn eine dicke Speckhaut das Blut bedeckt, sie zu wiederholen. So ver-



verhütet man die Blutschwären, Augenvereiterungen, Husten, schleichende Fieber, Lähmungen, und Verkrümmungen.

5) Was bey nr. 2 von der Luft, Zimmer, Bette, Kleidung u. s. w. steht, ist bey allen hüzigen Siebern auch zu

beobachten. Möchte doch nur die Anweisung dieses großen Arztes bey vielen die verkehrte alte gewöhnliche Art austilgen, nach der man die Pockenpatienten entweder tödtet, oder doch ihnen ihre beschwerliche Krankheit noch beschwerender macht!

### III. Viehzucht und Vieh- Arzneyen.

#### I. Rindvieh, Pferde, Schweine.

1) Herr Sagar, Landphysicus in Mähren, leitet die Hornviehseuche, welche ein faules Fieber ist, vom Mehlthau her, da nämlich die Erdbenen schädliche unterirdische Ausdünstungen der Luft mittheilen, welche hernach auf die Pflanzen und Waiden fallen, und so ins Vieh kommen. Dieser Mehlthau hat daher arsenicalische giftige Theile in sich, deren Daseyn er durch Beobachtungen und Versuche beweiset. Es sind aber nicht alle Hornviehkrankheiten diese Seuche, sie kommen auch nicht alle vom Mehlthau allein her, wie viele Landleute übereilt denken. Denn darzu gibt auch Anlaß: 1) das frühzeitige Austreiben des Viehes auf den Reif und Frost, indem das Vieh das gefrorne Gras gern und häufig frist und davon krank wird, z. E. an einem Entzündungsfieber. Der Reif solle vor dem Austreiben völlig verschwunden seyn. 2) Man lasse das Vieh rein Wasser, und ja nie vom Eis trinken, nicht von stehenden Wassern, nicht warmes Wasser, weil es den Magen schwächt, und zum Schweiß treibt. Das beste ist, es aus bedeckten Brunnen zu tränken, weil der Mehlthau auch aufs Wasser fällt,

wenigstens es vom Wasser so lange abzuhalten, bis die Sonne das Gift aus dem Mehlthau gänzlich ausgezogen hat, weil die Sonne gleich die arsenicalische Theile aufzieht. Ueberhaupt solle das Wasser temperirt aus einem Fluß oder guten Brunnen gegeben werden (und vor dem Trinken eine Zeitlang an der Sonne stehen, aber nicht zu warm werden.) 3) Gåhe Veränderungen der Luft, z. E. starke Hitze, und gleich darauf Frost sind Menschen und Viehe schädlich. Allzuwarme Ställe sind daher schädlich. 4) Allzugroße Dürre läßt das Vieh auf der Waide nichts finden, daher frist es im Hunger alles unreine und unverdauliche hinein, und wird krank. Dem beugt man vor, und curirt auch die wirkliche Krankheit, wenn man 2 Loth Salmiak, oder 4 Loth Bittersalz dem Vieh eingibt. 5) Der Mangel des Salzes verursacht die meiste Krankheiten. Salz zertheilt die Speisen, und den Schleim, befördert die Stallung und Harn, macht Lust zum Fressen und gute Verdauung, widersteht der Fäulniß und den Würmern, befördert Wachstum, Munterkeit, Stärke zur Arbeit, macht gutes Fleisch, und vermehrt die Milch. Man lege  
einen



einen großen Salzstein in den Stall, und lasse das Vieh nach Belieben daran lecken. 6) Allzugroße Mäße, die den Schaafen noch viel schädlicher ist. 7) Ein durch Ueberschwemmung oder Fischeyen verschleimtes Futter. An solchen Orten weide man nie, gebrauche solch Futter dem Vieh im Stalle nicht. Hat das Vieh dergleichen gefressen, so gebe man frühe dem noch nüchternen Viehe 2 Loth Bittersalz und 1 Loth Jalappa ein, um es von diesem Futter zu erledigen. 8) Wenn das Vieh zu viel oder zu wenig Fressen bekommt. Man gebe ihm seine gebührende Portion ordentlich zu gewissen ausgefetzten Stunden. Man gebe ihm jedesmal gutes, frisches, reines Futter, ja kein faules, dumpfiges, oder sonst verdorbenes Heu. Daher verwahre man das Heu in einem trocknen, lüftigen und wohlbewahrten Orte, wohin kein Dampf von einem Viehe kommen kann, ja nicht auf dem Boden oben über dem mit Viehe vollgestellten Stalle, da vom Vieh und Mist die Dünste durch den breitternen Boden aufsteigen. 9) Die dumpfige Ställe. Sie müssen so gebaut seyn, daß der Dampf vom Vieh und Mist ic. sich hinaus ziehen, die gesunde Luft schnell in den Stall kommen, dessen dicke Luft leichter zertheilen und ausführen kann. Man lasse da: „ her wenigstens etliche Lustlöcher oben „ durch den Boden zum Stalle hinaus: „ gehen. Die Stallfütterung im Sommer zur Besserung, Nuzung und Bewahrung des Viehes billigt Hr. Sazgar nicht, weil auch solches Vieh nach richtigen Erfahrungen die Seuche be-

kommen, und nur frey bleibe, wenn man ihm das Gras nicht eher zubrin-ge, ja nicht eher abmähe, als bis die Sonnenhize das Gift ausgezogen, und es auch so mit dem Wasser, das nicht aus einem bedeckten Bronnen ist, halte. Das Vieh befindet sich besser bey der Bewegung, die Waide schmeckt ihm besser, es ist dauerhafter, gibt besser Fleisch und besser verkochte Milch. Beständig im Stalle seyn befördert besonders die Leberverstopfungen, denen es ohnehin sehr unterworfen ist. Nicht nur der Mangel der Bewegung, sondern auch die mit Dünsten des Viehes, des Urins, Mists, der nahen Miststätte verzehrte und angestechte Luft schadet. Kehrt man schon den Stall aus, und mistet, so bleibt doch der Gestank an Wänden und Böden oben und unten fest kleben, und zieht sich von der nahen Miststätte nach dem Stall. Ausräuchern hilft auch nicht ganz. Man sperre so viel Menschen beständig in ein Zimmer, als Kühe in den Stall, lasse sie darinn essen, trinken, stehen, schlafen, schwitzen, athmen, und ihre Ausleerungen verrichten, kehre täglich den Unrath aus; sie werden doch krank seyn, und wie Todte aussehen. 10) Die Egeln (*fasciolæ hepaticæ*) in Leber und Gallenblase, nicht nur bey Schaafen, Ziegen, sondern auch Rindvieh. Darwider dienen Zwiebel, Knoblauch, Salmiac. Das Zeichen dieser Krankheit ist, wenn das Vieh blöd und wassersüchtig ist, einen großen Wasserkopf hat, schnaubt, weder Durst noch Lust zum Essen hat, sehr matt, gelb in Augen und im Unterleibe was-  
ser



fersüchtig ist. Man gebe täglich 1 Stück Viehe 1 — 2 Loth von diesem Gelecke, das man macht aus 2 Loth Eisen:Vitriol, 4 Loth Salmiac, 1 Loth Baldrianwurzel,  $\frac{1}{2}$  Loth Mland, 2 Loth Wurmkraut, und so viel Holdegesäß, als nöthig ist, aus diesen Stücken eine Lattwerge zu machen. 11) Die kurbisfaamenförmigen Würmer (ascarides vermiculares) inden Naslöchern, bis endlich ein Kopfgeschwür entsteht, und das Vieh crepirt. Das Vieh reibet sich aller Orten am Kopfe, geht schwindelnd herum, niest öfters, und rozet sich. Merkt man dieses, so blase man sogleich durch ein Röhrlein dem Vieh diß Pulver in die Naslöcher, nämlich Mercurii dulcis 8 Gran, Nieswurz 1 Quintlein, Eisenvitriol 2 Quintlein, Salmiac 3 Quintlein, Baldrianwurzel 4 Quintlein miteinander zu einem feinen Pulver gemacht. 12) Die Ansteckung von andern Kranken Viehe. Die Viehseuche ist gewiß ansteckend. Man sondere das gesunde vom Kranken so ab, daß man das gesunde nicht im Stalle läßt, worinn vorher das Kranke neben ihm war. Die Seuche steckt an durch Unschlitt, Urin, Fleisch, Waide, Mist, rohe Häute, Stall, und Leute die mit krankem Vieh umgehen. Die Obrigkeit lasse hier alle Pest: und Seuchverordnungen heilig beobachten. 13) Nebel, besonders die frostige, stinkende, und spinnende. Nie treibe man bey solchen, überhaupt bey keinem Nebel, das Vieh aus. Schaafen schadet der Mehlthau nicht so viel; sie haben einen kurzen Schlauch der Gedärme, und vielen Schleim darinn. Der Landwirthsch. Kalender 1776.

Mehlthau fällt Streifweise, wie ihn der Wind treibt. Er ist besonders giftig, wo viele Bley:Erze u.dgl. in einer Gegend sind. Destere Erdbeben bringen ihn aus den unterirdischen Klüften in unsere Luft. Er entsteht auch, wann die ungleiche Jahreswitterung mehr Metalle verwittert, oder die unterirdische Wärme größer wird, und mehr giftige Dünste herauf treibt. Der unschädliche Mehlthau ist weiß, schleimicht, wie aufgelöseter Tragant, süß wie Manna, fällt bey heller Sonne, in Tropfen, oft so groß als eine Erbse. Der giftige macht Blätter und Gras schwarz, auch junge Früchte; er fällt nach einem starken Donnerwetter oder schwüligen Hitze, gemeinlich Vormittags, bey scheinender Sonne, bey keinem oder wenigen Winde, sehr langsam, in runden und gegen der Sonne betrachteten röthlichten Tropfen, ohne Regen, oft in gar kleiner Menge, bisweilen mit einem kleinen Nebel. Ist schwülige Hitze, so brennt er gleich die zarten Blätter, u. s. w. fällt er während der kühlen Luft, so brennt er nicht so geschwind, aber liegt desto länger und schädlicher, weil ihn die schwache Sonne nicht so schnell ausziehen kann. Die Landleute und Hirten kennen ihn, wann er fällt, besser, als man ihn beschreiben kann. So bald sie merken, daß er fällt, sollen sie das Vieh von der Waide in den Stall treiben, und auch noch den folgenden Tag im Stall behalten, es mit trockenem Heu füttern, mit Wasser aus bedekten Brunnen tränken, in der Zeit kein Gras mähen, kein Heu machen,  
B viel:



vielweniger es heimführen. In dieser Zeit zieht die Sonne das Gift wieder von der Erde weg. Dieser Mehlthau schadet auch dem Getreide, und dem Weinstock in der Blüthe. Es folgen auf beide Arten des Mehlthanes, besonders die erste die „Blattläuse, wider welche der Schwe-„selrauch anzurathen ist. Frisst das Vieh die mit dem schädlichen Mehlthau befallene Pflanzen, ehe 24 Stunden, nachdem er gefallen, verfloßen sind: so wird es vergiftet, fällt aber nicht gleich dahin, weil es ein langsam tödtendes Gift ist. Eines wird eher, das andere später krank, das Maul wird schleimicht, hizzig, bekommt Blattern, aus den Nasenlöchern und trüben Augen fließt ein weißer Schleim, die Zunge ist immer weich und schleimicht, die Milch der Kühe verliert sich, auch Durst, und Lust zu fressen, und das Wiederkäuen u. s. w. Zeigen sich gleich Anfangs Beulen am Halse, oder ein gummiichter Ausschlag an der Haut, und ein Durchlauf ohne großen Gestank; so bedeutens Genesung, das Gegentheil aber, wann sich diß zu Ende der Krankheit äußert. Werden die Klauen locker, fallen sie weg, so kommt das Vieh davon.

Das beste Verwahrungsmittel ist 1) das gemeine Salz. Man lasse ferner auch das Vieh öfters Potaschenslange trinken, man lasse es Urin lecken. 1 — 2 Löffel voll des Pulvers von wilden Kastanien aufs Futter oder ins Getränk gethan, erhält Pferde und Rinder vollkommen gesund und fett. Es ist auch gut, wochentlich etlichmal, jedesmal 1 — 2 Loth Salmiac oder Bittersalz einzugeben, oder 1 — 2 Loth Ha-

selwurz. Frühlings und Herbst-Abelassen ist nicht zu billigen, aber desto mehr das Varien in diesen Zeiten, indem man 1 Quintlein Resinæ Jalappæ, 1 Loth Salmiac,  $\frac{1}{2}$  Loth Lerchenschwamm,  $\frac{1}{2}$  Quintlein Sulphuris aurati Antimoni, vermischt, zu einem zarten Pulver macht, und mit Wachholder oder Holdergesälz es zu einer Kugel macht, und eine jedem Ochsen auf einmal gibt. Oder macht man die Kugel aus 4 Loth Bittersalz, 1 Loth Jalappa, 1 Quintlein weißer Nießwurz. Den trächtigen Kühen gibt man nur 1, höchstens 2 Loth Lerchenschwamm ein. So bald man in der Gegend wirklich obige Viehseuche spühret, so stecke man gleich die Zeichen der Seuche aus, damit es jedermann weiß, sondere die Weiden ab, beobachte was oben bey der Ansteckung steht, lasse die dort stehende Sachen, wodurch die Ansteckung geschehen kann, nicht verführen, nicht verwechseln, treibe das gesunde Vieh alsbald aus dem angesteckten Stall in den Wald, und gebe ihnen und den benachbarten übrigen gesunden sogleich ein starkes Varien und folgendes Geleck, nämlich, 1 Loth Salmiac, oder 2 Loth Bittersalz, ferner 1 Loth rohen Weinstein, 1 Loth Pestilenzwurz, und so viel Wachholdergesälz, als nöthig ist, ein Geleck zu machen. So viel gebe man täglich früh jedem Stück Vieh, lasse sie Potaschslange, oder Salpeterwasser sauffen, und nichts als Häckerling und trocknes Heu fressen. Nie treibe man das Vieh nichtern auf die Waide, sondern gebe ihm vorher eines obiger Verwahrungsmittel ein.

Curart dieser Seuche. 1) So bald

die



dieſe Seuche ein Vieh ergreift, gebe man ihm folgendes Laxiermittel, nämlich 2 Loth Salmiac,  $\frac{1}{2}$  Quintlein Sulphuris aurati Antimonii, oder dafür 1 Quintlein friſche fein gepulverte Nieſwurcz, 2 Loth vom Lerchenschwamm oder 1 Loth Jalappa, vermiſcht, wohl geſtoſen, und davon einen Einguß mit lauem Waſſer oder Holderſaft gemacht, und dem Viehe durch ein Rohr oder Horn früh nüchtern eingegoſſen. Brechmittel wären noch beſſer, wenn man das Vieh zum Erbrechen bringen könnte. Aderläſſe ſchadet mehr, als daß ſie nützet. 2) Nach dem Laxieren läßt man dem Vieh eine Schnur ziehen aus weiſſer Nieſwurzel; oder noch beſſer, man nimmt die Schnur, beſtreicht ſie recht ſtark mit einem äzenden Zugpflaſter, und zieht ſolche, wie gewöhnlich. 3) Man gibt endlich täglich dem Vieh einmal dieſe Lattwerge, nämlich 1 Loth Salmiac, 1 Quintlein Vitriolgeiſt, 2 Quintlein Campher, 3 Quintlein rohen Weiſtein, und  $\frac{1}{2}$  Loth von der Haſelwurcz, geſtoſen und mit Holdergeſälze zu einer Lattwerge gemacht. 4) Hat das Vieh ſchon den faulen ſehr ſtinkenden Durchlauf, und will man noch etwas darauf verwenden, ſo brauche man folgende Lattwerge, nämlich  $\frac{1}{2}$  Loth Ipecacuanha, 5 Quintlein Rhabarbara, Scordium 1 Loth, 3 Quintlein Campher, Vitriolgeiſt  $1\frac{1}{2}$  Quintlein, Sauerampferwurzel 1 Loth, Honig ſo viel, als nöthig iſt eine Lattwerge zu machen. Dieſe Quantität gibt man täglich einem Stück mit Waſſer oder in Form einer Kugel ein, läßt, wenn es freſſen will, nur Häckerling und

Biertraber vorſetzen, und mit Vitriolgeiſt geſäuertes Waſſer trinken. Iſt der Durchlauf gleich im Anfange der Krankheit ſehr ſtinkend, ſchwächt das Vieh ſehr, benimmt gänzlich die Luſt zum Freſſen, ſo braucht man dieſes allein, und das nicht, was nr. 1—3 ſtehet. 5) Das Einpfropfen der Seuche nuzet nichts, weil Hr. Sagar gefunden, daß ein Stück Vieh 2—3 auch mehrmal dieſe Seuche gehabt hat. Das Einpfropfen geſchiehet alſo: Man fährt, als wollte man eine Haarschnur ziehen, mit einer breiten Nadel durch die Haut heraus, ſo daß dieſe 2 Stiche 2 Finger breit von einander zu ſtehen kommen. Man beſudelt einen Faden ſtark mit dem eiterhaften Schleim, der aus den Naſelöchern des an der Seuche kranken Viehes fließet, und zieht den Faden mit der Nadel durch die gemachte Oeffnung. Dieſen Faden läßt man in der Stichwunde ſtecken; ſo beſteht es längſtens in 6—7 Tagen die Seuche.

2) Ich habe zwar ſchon im ökon. Kal. 1770 von den Mitteln wider das Aufblähen des Viehes gehandelt. Ich finde aber doch mich verbunden, den Landleuten hier einen Auszug von einer gemeinnützigen Schrift des Herrn Kiems, des ſo verdienten Lehrers der Bienenzucht und erfahrenen Landwirths mitzutheilen, und ſeine Schrift ihnen zu empfehlen. 1) Das Vieh wird aufgebläht, wenn es ſchädliche Kräuter, wenn es den an Feiſchen und in Gräben wachſenden Waſſer- und Gartenschieſling frißt, der den Schweinen nichts ſchadet, denen allein



hingegen der Gansfuß, (Säntod) schadet, den das Kindvieh ohne Schaden frisst. Ferner wird das Vieh aufgebläht, wenn es gute Kräuter frisst, und zwar zur unrechten Zeit, oder zu viel, z. E. wenn das Vieh gegen den Herbst zufrüh, vornehmlich da Reife fallen, auf Kleeäcker getrieben, nur von Kindern gehütet, und von diesen über 2 Stunden darauf gelassen werden; da doch die alsdann abfallende Kleeblätter den Acker düngen, folglich nicht verlohren sind, wenn sie schon das Vieh nicht abwartet, ferner wenn man das vom Klee satte Vieh sogleich sauffen, gar übermäßig sauffen läßt, oder auch im Sommer den Klee früh, ehe die Sonne den Thau aufgeleckt hat, abmähet, und daheim in zu großem Maasse auf einmal nacheinander füttert, oder auch den währenddem Regenwetter abgemähten Klee zuviel auf einmal in die Kause einsteckt. Niemähe man vor 9 — 10 Uhr Vormittags den Klee ab; bey regnichter Witterung gebe man nie auf einmal zuviel Klee, und füttere nassen Klee mit dürrerem Heu vermengt. Auch das Kraut der weissen Rüben, besonders wenn es vom Frost gedrückt oder übermäßig gefüttert wird, auch andere Gewächse blähen das Vieh auf. Das unschuldigste Futter z. E. Heu und Erdbirnen bläht auf, wenn das Gesind dem Viehe zu viel auf einmal davon einsteckt, das Vieh von der Krippe loß wird, ein Vieh des andern Antheil in der Kause oder Krippen fressen kann. Hat man viel Kleeheu, so gibt man ihm nur dieses täglich dreyimal, und bloß Was-

ser, und hat keine Körner und gekochte Erdbirnen nöthig. Ein Vieh ist auch seiner Natur nach geneigter zum Aufblähen als das andere. 2) Das Aufblähen geschieht also. Der Klee erhitzt sich im Magen, die in ihm und mit ihm verschluckte Luft wird loß, es entsteht eine Menge Winde, diese dehnen im Anfang die Därme aus, gehen hernach durch deren Häute, und erfüllen die Höhle des Bauchs, die Lunge und Herz können ihr Amt nimmer verrichten, und der Umlauf des Bluts wird gehemmt, das Vieh fällt unter starken Zittern und Beben um, und stirbt elendiglich. Das Vieh zerplatzt nicht, sondern erst, wann es aufgeschnitten ist, berstet ein inneres Theil. 3) Die Kennzeichen sind: dem Vieh vergeht schnell die Lust zum Fressen, der Leib schwellt auf, es leucht als wollte es ersticken, aus dem offenen Rachen geht ein heisser Dunst, die Haut am ganzen Leibe wird wie ein Trommelfell angespannt, das Vieh legt sich nieder, wofern man es nicht stehend erhält, und dann ist die höchste Zeit da, mit dem Stiche zu helfen. 4) Hülfsmittel, und zwar innerliche. Klystiere brauche man erst nach dem Stiche. Wenn man das Uebel im Anfang zeitlich gewahr wird, so gebe man trächtigen Rüben folgendes:  $\frac{1}{2}$  Loth gestosene Rhabarber,  $\frac{1}{2}$  Loth Sennetblätter, 1 Loth Potasche: mit 2 Suppentlöffel voll Honig vermischet, alles in ein grün Krautblatt gewickelt, und dem Vieh tief in den Rachen gesteckt, daß es solches hinab schlucken muß, und hierauf 2  $\text{W}$  warmgemachtes Bier eingeschüttet. Das



Das hilft oft allein; man fahre aber auch noch von Minute zu Minute, bis das Aufblähen nachläßt, mit einem in warm Wasser getauchten Tuch einmal über das andere über den Rückgrad und ganzen Leib; halte dem Viehe zu Zeiten den Mund mit einem Strohseile offen, daß dort Dünste ausziehen; und daß es misten könne, fahre man oft mit einem langen Unschlittlichte zum After hinein und hin und her, welches besser ist, als wenn man mit der Hand durch den After zum Vieh greift. Hat man diese Arzneien nicht bey der Hand, so nehme man einige gemeine Käse, besonders recht reife und speckigte, schäle das äussere ab, bis man aufs weisse harte Herz des Käses kommt, gebe von diesem, was man abschält, 8 Loth recht klein geschnitten in 2  $\text{℔}$  lau Wasser dem Vieh ein, und wasche es, wie gemeldet, über dem Rücken. Oder man nehme  $\frac{1}{4}$   $\text{℔}$  Lein- oder Buchöl, oder  $\frac{1}{4}$   $\text{℔}$  Butter oder schweinen Schmalz, und gebe es in 1 Pfund lauer Milch ein, und wasche es, wie gesagt, mit warm Wasser. Trägt das Vieh nicht; so verstärkt man obige Mittel für Kühe, Kinder und Stiere wol um die Hälfte, oder man schüttert dem Vieh  $\frac{1}{4}$   $\text{℔}$  Branntenwein, oder 1 Loth schwarz Steindöl, oder  $\frac{1}{4}$   $\text{℔}$  Theer oder Harz, damit man Wagen schmirt, mit Wasser oder Mistlache vermengt, oder nur eine Portion Mistlache ein. Jüngerem Viehe, z. E. jungen Kindern oder Kälbern, gibt man halb oder  $\frac{1}{4}$  von dem ein, was bisher angerathen worden. Für Ochsen dient auch 4  $\text{℔}$  mildes Bier, glühende Kohlen und heisse Holzasche

darein geworfen, bis es so warm als Blut ist, die oben schwimmende Kohlen abgeschäumt, das übrige eingegossen, und das Vieh herumgetrieben. Ein untrügliches Mittel solle auch seyn, wenn man, sobald man das Auflaufen merkt, dem Vieh eine Kupfermünze z. E. einen Heller in den Rachen steckt, und verschlucken läßt. Vielleicht wirken Kupferfeilspäne, oder Grünspan eben das. Einige binden dem Vieh ein Tuch um den Leib oben über dem Rücken zusammen, welches, wenn es gleich im Anfange geschieht, ohne Strich rettet, wofern man zugleich den Rachen mit einem Strohseile oder Holz offen hält, und durch Variere eine baldige Oeffnung erfolgt. Viele Bewegung ist auch gut. Als des Herrn von Thümen Vieh von gekochten Burgunderrüben aufstief, lies er es ohne Aufhören mit grossen Hunden im Hofe herum hezen, und rettete es hierdurch allein. Außerliches Mittel durch den Strich. Jene Mittel helfen nimmer, wenn die Haut schon wie ein Trommelfell angespannt ist, oder das Vieh gar sich legen will. Man muß die Wunde aus dem hohlen Leib heraus lassen, und stechen. Man sticht mit dem Instrument, das Hr. Niem deutlich im Kupfer vorstellt, und für 1 fl. 48 kr. auf Verlangen schicken will, das auch der Erfinder Hauß, ein Schmid zu Handschuchsheim bey Heidelberg verfertigt, und jeder Ort aus der Gemeindschaffe sollte anschaffen: indem man es auf der linken Seite (auf der rechten ist leicht tödtlich) zwischen der letzten Rippe, dem Hüft- und Kreuzknochen, gerade in die Mitte der Weiche (Hun-

B 3

ger



gerlücke) senkrecht in den jetzt aufgetriebenen hohlen Bauch hinein stoßt. Man zieht alsdann den Trocar heraus, und läßt bloß die Röhre im Leibe stecken, so geht der Wind heraus, und in  $\frac{1}{4}$  Stunde sind alle Dünste haussen, da man die Röhre wieder herauszieht, das Vieh ein wenig auf- und abführt, und die Wunde sogleich mit Wundwasser, oder nur mit 1 Theil Bier und 1 Theil Branntwein untereinander gemischt, oder bloss aus der Lampe Del, oder Wagenschmier auswascht. Bey Kälbern und jungen Kindern sticht man nicht so tief hinein. Die Wunde muß man besonders in den ersten Tagen rein halten, anfangs täglich drey mal, nach einigen Tagen täglich zwey mal, und endlich täglich einmal NB. mit eben dem bestreichen, was man das erstemal hatte. Auf diese Weise heilt die Wunde in 12 — 18 Tagen recht schön zu. Während der Cur gebe man, besonders die ersten Tage, nicht viel zu fressen, kein grünes Futter, nicht viel auf einmal, sondern wenig, aber desto öfters, Morgens und Abends dünnes Getränk, geschrotene Haber oder Gerste mit heissem Wasser angebrüht, und zwar die gewöhnliche Portion nicht auf einmal, sondern in Zeit von etlichen Stunden nach und nach. Wochentlich wirft man 2 mal ein wenig Salz hinein. Malz, so beym Bierbrauen übrig bleibt, taugt vorzüglich zum Getränk. Die Wunde nahe man ja nicht zu, lege auch kein Pflaster darauf. Der Stich mit dem Vieh-Trocar ist besser als mit dem Messer; er heilt besser zu, und die Luft geht richtig heraus. Hat man keinen Trocar, so steche man mit einem Mes-

ser, und stecke eine Röhre von Holzer oder anderm Holz in den Leib, welche oben einen Knopf hat, damit sie nicht in den Leib hineinfällt. Ohne Röhre schieben sich leicht Häute oder Fett vor den Stich hin, und lassen die Winde nicht heraus. Mit einem allzulangen Messer, aber nicht mit dem Viehtrocar, kann man zu tief stechen, und Magen und Därme verletzen, wovon der herausführende stinkende Dampf oder Koth das Zeichen ist; doch heilen die Darmwunden gern. Man steche bey erwachsenem Vieh eine Spanne, bey jüngerem eine halbe Spanne tief ein, mehr senkrecht als gerade zu, und am rechten Orte, den man findet, wenn man mit einem Holze hinten vom Hüftknochen bis an die letzte Rippe die Hälfte abmisst, alsdann von oben, vom Kreuzknochen eben so weit herabfährt, überhaupt auf der linken Seite in der Mitte der Weiche. Hat man ein ordinaires spitziges Messer, so umwicke man es mit einem Tuche, daß nur 3 Zolle hervorragen, daß es nicht tiefer als 2 — 3 Zoll einstecken möge, welches genug ist. Man sticht auch Pferde mit gutem Erfolg. Diese, Rindvieh, und Schweine vorzüglich, bekommen das wilde Feuer, schwellen auf, die Geschwulst geht nach und nach in die Füße, da sie crepiren. Die Schweine sind auf immer davon frey, wenn man in ihrer Jugend mit der Spitze einer eingefädelten Nadel im Winkel des Auges, an dem Theile wo die 2 Augen gegen einander stehen, das weisse Häutlein bekommt, die Nadel mit dem Faden dardurch zieht, das Häutlein daran  $\frac{1}{4}$  Zoll ungefähr hervorzieht,

mit



mit einer scharfen Scheere es so weit abschneidet, und es vor sich selbst heilen läßt. Ein bewährtes Mittel, sein Vieh vor einer ansteckenden Viehseuche zu bewahren, unerachtet es nahe bey angestektem steht, und von einerley Wasser sauft, ist der Honig. Man gebe jährlich, 3 Wochen nach einander, nämlich jede Woche nur einmal einen Löffelvoll reinen Honig, mit einem Wollkrautblatt umwickelt, daß es nicht ausfließen kann, dem Rindviehe Morgens frühe nüchtern ein; so wird es nie können angesteckt werden. Dazwider dient auch, dem Vieh wöchentlich einmal Salz geben, das Heu mit Salzwasser besprenget füttern, ja auch Gips oder Salzasche aufs Futter streuen.

II. Schaafse. Fortsetzung dessen, was dt. Kal. 1775. S. 7. siehet.

Die Aderlässe der Schaafse geschieht mit einer Lanzette, und hat die Gestalt einer Degenklinge. Man muß mehrere haben, deren einige kürzer, andere aber deswegen länger sind, damit man auch am aufgeschwollenen und dicken Kopf aderlassen kann. Sie sind nach Verhältniß der Länge breiter oder schmaler, aber nie so breit, daß sie die Adern von einander schneiden können. Abbildungen davon findet man in Haffners und Arechards Schrift von der Schaafzucht. Mit diesem Eisen richtet man die Aderlässe an beiden Adern am Kopfe. Diese Adern laufen an beiden Seiten des Kopfes längst herunter nach dem Gaumenbein (os palati), beugen sich zurück gegen den Mund in einen Ast, der mit dem Kinnbacken hinauf an den Hals geht. Gleich oben

vor der Stelle, wo diese Adern sich zurückbeugen, geschieht die Incision mit der Lanzette, welche man queer durch den Kopf unter dem Gaumenbeine hineinschlägt, also daß man auf einmal diese auf der rechten und linken Seite des Kopfs liegende Adern öffnet. Das Blut läuft alsdann nicht durch die Oeffnungen, sondern weiter vorwärts durch die Nasenlöcher heraus. Man sieht diese Adern an den Schaafsen nicht; es kommt auf die Übung an, sie mit den Fingern aufzusuchen, und den dünnsten Knorpel auszuforschen, der mit der Lanzette soll durchstoßen werden, es ist aber bald zu lernen. Man versuche es anfangs an einem Schaafse, das man schlachten will, bis man erfahren genug ist, die Adern zu finden, den Schlag hurtig zu thun, und die Lanzette sicher zu führen, z. E. nicht die Adern zu zerschneiden, indem die Lanzette zu breit ist, oder man sie überzwerch führt. Oeffnet man diese Adern, so kann das Schaaf selbst so viel Blut laufen lassen, als es will; denn diß kommt nicht auf den an, so die Ader öffnet. Je kränker das Schaaf ist, desto mehr Blut läuft heraus, z. E. oft ein Spitzglas voll. Das Aussehen des Bluts ist nach der Größe der Krankheit verschieden. Von einem gesunden Schaaf erhält man nicht über einen Fingerhutvoll Blut. Diese Art der Aderlässe ist die vornehmste, und nach der Erfahrung das allgemeinste und sicherste Mittel zur Verwahrung und Cur der Schaafse in ihren hitzigen und ansteckenden Seuchen. Man kann auch am Schwanz eine Ader öffnen.

III. Se:



III. Federvieh. Auf das bisher beschriebene Ausbrüten der Hühnlein folgt nun die Aufzucht dieser ausgebrüteten Hühnlein. Man kann sie 1) durch Capaunen oder Hahnen, oder 2) ohne alle alte Hüner aufziehen, welches den Vorzug verdient. Die erste Art verhält sich also. Man rupft ihnen am Abend den Bauch, hauet ihn mit Brennefeln, und gibt den Capaunen und Hahnen Wein zu trinken, hernach setzt man diese oder die folgende Nacht Hühner unter sie. Es geht an, aber Morgens, wann sie erwachen, tödten und zertreten sie viele Hühnlein. Noch besser ist, einen Capaunen ohne alles dieses in einen engen, aber hohen und ziemlich finstern Stall 1 oder 2 Tag einzusperrern, ihn des Tags etlichemal in ein Kefig thun, wo er Fressen findet, in den folgenden Tagen 2 oder 3 Hühnlein, die schon starke Federn haben, und anfangen Federn im Schwanze zu bekommen, zu ihm in den Stall zu thun, auch sie mit ihm im Kefig fressen zu lassen, so gewöhnt er sich nach und nach an sie. Tractirt er sie übel; so thut man sie hinweg, und gibt sie ihm folgenden Tag wieder, und neue darzu. Hat er 7 — 8, und hält sich zu ihnen, so gibt man ihm immer mehrere, zuletzt freut er sich, je mehr er hat; endlich läßt man ihn frey, da er sie sodann so gut führt als eine Gluckhenne. Im Anfange gehen freylich Hühnlein zu Grund, es geht aber endlich doch gut. Hat diß ein Capaun oder Hahn einmal gelernt, so vergift ers nicht, oder ist gleich wieder darzu gebracht. 1 Capaun führt 2 — 3 mal mehr Hühnlein

als eine Henne; Reaumur sah von 4 Capaunen mehr als 200 Hühnlein führen. Man kann sie einem solchen geben, wenn man will, auch kleine und große zugleich. Die Bruthenne kann bald wieder Eyer legen, wenn sie die Hühnlein nicht führt. Der Capaun verläßt die Hühnlein nicht, ausser bis sie ihn verlassen. Allein so kann man die Hühnlein nur bey gelinder Jahreszeit aufziehen, wo man nicht in der rauhen sie und den Führer in warmen Zimmern hält. Ferner muß man diese Führer füttern. Besser ist also die zweyte Art, da man sich hierzu der Mistwärme oder des Feuers bedient. Ich will dißmal die Erziehung vermittelst der Mistwärme beschreiben. Nach der Geburt bleiben die Hühnlein, damit sie erstarken, noch 24 Stunden im Brut- oder andern dergleichen Ofen, und haben kein Futter nöthig. Hernach bringt man sie in einen langen aber engen Kasten, der 5 — 6 Schuh lang, und die Breite und Höhe eines Brettes hat, und oben mit einem Gitter von Weiden bedeckt ist, oder auch, mit einem Deckel von 3 Stücken, worinn verschiedene Löcher sind, um die Wärme desto besser reguliren zu können. Man gräbt diesen Kasten in Mist ein, und umgibt ihn mit frischem Mist, darinn viele Kossbollen sind, auf die Art, wie die Brutkästen. Die zwei Seiten hinten sind ganz hinauf mit Mist umgeben, hingegen weiter vornen stehen sie nur 2 Zoll tief im Mist, ja es ist gut, die Höhe des Mists gegen vornen zu nur nach und nach abnehmen zu lassen, bis er endlich nur 1 — 2 Zoll hoch stehet. So erhält man



man verschiedene Grade der Wärme, und die Hühnlein im Kasten können nach Belieben in eine wärmere oder kältere Stelle kommen. Da die Hühnlein eine mit Dünsten erfüllte Luft nicht ertragen, ohne zu sterben; so muß man auch für derselben Abwendung, wie bey dem Ausbrüten gezeigt worden, besorgt seyn, und daher auch den bretternen Boden des Kastens entweder mit Gips überziehen oder doch nicht unmittelbar auf den Mist, sondern auf ein dickes Brett, ohne ihn auf dieses anzumageln, oder auf eine Schichte Backsteine, welche auf dem Mist stehen, hinsetzen. Dort wo die Wärme mittelmäßig ist, setzt man in hölzernen oder andern Geschirren das Fressen und Sauffen hin, und daß sie dieses finden, streut man mit Fressen darzu einen Weg hin von dem Orte an, wo sie sich versammelt halten. Man muß aber auch in diesen Kasten eine durch Kunst nachgeahmte Mutter (Mere artificielle) hinein stellen. Sie hat die Form von einem Schreibpult, das man auf einen Tisch setzt, und wird innenwendig überall mit einem Lammspelz oder dergleichen etwas ausgefüttert. Man macht sie so breit als der Kasten ist, und 15 Zoll lang; so kann sie 50 — 60 Hühnlein unterschläufen. Ihre Höhe richtet sich nach dem Alter der Hühnlein. Daher mache man ihre 2 Seitenwände aus 2 Stücken, die man in einander einschieben kann, so daß man das eine unterschiebt, wenn sie zu niedrig ist. Innenwendig sind diese Seitenwände mit Pelz gefüttert. In gar zu niedrigen können die Hühnlein um. Hinten solle die Mutter so hoch

Landwirthsch. Kalender 1776.

seyn, daß das Hühnlein ganz hinten anschlupfen, und seinen Rücken wärmen kann, wie am Bauch der Guckhenne. Sie muß aber nie so hoch seyn, daß 2 Hühnlein über einander darunter seyn könnten. Ihr Deckel soll nicht ein Brett, sondern nur eine Rahme von Holz seyn, um welche innenwendig das Lammfell so angemacht ist, daß es nachgibt, wenn die Hühnlein darunter kriechen. Dieser Deckel hat 4 Füße, davon die hintersten sehr kurz, etwa für die gar jungen 2 Zoll, die vordere Füße haben 4 Zoll. Je größer die Hühnlein, desto höher seyen diese Füße. Vorne kann man einen Vorhang hinmachen, und ihn Abends vorziehen, wenn die Wärme des Kastens gering ist. Die Wärme der Mutter besser zu erhalten, bedeckt man sie mit Heu bis oben ans Gitter des Kastens. Hinten solle die Mutter nicht gedrängt an den Kasten anstoßen, sondern so weit abstehen, daß die Hühnlein dort, aber mit genauer Noth hinein ausschlüpfen können, wenn sie wollen. Diese Lücke ist mit einem Lammfell so bedeckt, daß sie es aufheben und heraus kriechen können. So lange Reaumur es nicht so einrichtete, blüßete er viele Hühnlein ein. Die Wärme des Kastens erkennet man durch die bey den Brutöfen angezeigte Mittel, besonders das Glas, worinn Butter und Unschlitt ist. Ist die Materie im Glas meistens gestanden, so erfrischt man den Mist, wie bey den Brutöfen, doch ist's nicht nöthig so oft, und mit so viel Mist zu thun, nur solle der Mist nicht so viel Stroh, aber desto mehr Roth der Thiere haben. Ueberhaupt darf man nicht



nicht so genau, wie bey dem Ausbrüten, auf die Wärme sehen, weil die Hühnlein selbst an einen kältern Ort gehen, wenn es unter jener Mutter zu warm ist. Am besten ist es, drey der oben angegebenen Kästen zu haben: einen für die erst ausgebrütete, der aber nur 3 —  $3\frac{1}{2}$  Schuh lang seyn darf, und alsdann 50 — 60 gar junge fast, die man sogleich unter die obenbeschriebene Mutter setzt. Die, so 7 — 8 Tage alt sind, überhaupt die munterste des ersten Kastens, bringt man mit andern, die 2 — 3 Wochen alt sind, in den zweyten Kasten, der so groß ist, als er gleich anfangs ist angegeben worden. Sind sie 4 Wochen alt, so kommen sie in den dritten Kasten, der noch so weit als der 2te, und noch so hoch ist, daß sie nicht hinausfliegen können. Alle 3 Kästen bedeckt man wegen der Käsen u. s. w. mit einem geflochtenen Deckel, der aber Luft und Helle genug durchläßt. Ist man dabey, so thut man ihn auf, welches ihnen angenehm ist. Für viele Hühnlein macht man lieber mehrere, als gar zu weite Kästen, weil diese nicht gut sich erwärmen lassen. Im Winter sollen sie daher nur 1 Schuh breit seyn. Sind die Hühnlein so groß als Amseln; so thut man sie in ein hölzernes Gitter, 7 — 8 Schuh lang,  $3\frac{1}{2}$  Schuh breit, und 4 Schuh hoch, in welchem sie aufsitzen können, um welches man rings herum unten ein Brett macht, und welches auch einen bretternen Boden hat. Man stellt es auf Mist, legt auch neben herum um die Bretter Mist, das Gitter zu erwärmen, welches keine

Mutter hat, weil man die Hühnlein nur bey gelindem Wetter in die Gitter thut. Im Sommer kann man die stärkste aus dem 2ten und die aus dem 3ten Kasten an einem schönen Tage unter ein Gitter ohne Boden auf einen grünen Wiesen an einen Ort hinstellen, wo sie immer Sonne, und wenig Wind haben, auch wider Wind, Frost, Regen und Sonne eine Mutter unters Gitter setzen. Sind sie stärker, so läßt man sie frey herum laufen, oder macht eine kleine Oeffnung am Gitter, daß nur sie, aber kein größeres Geflügel aus- und eingehen kann. Sie bleiben beisammen, und verliessen sich nicht, oder gehen nach dem Geschrey der übrigen. Am Abend kommen sie alle wieder unter das Gitter. So wachsen sie in freyer Luft schneller. Ueber diese Sommergitter macht man ein Dach von Wachs- tuch oder dünnen Brettern, das man leicht bey Sonnenschein abnehmen kann. Reaumur stellt es auf 4 Stäbe, und stellt das Gitter drunter. Es ist nöthig, um sie vor Regen zu bewahren, und trocken heraus und in den Kasten des Abends wieder thun zu können. Thut man sie nicht in den Kasten, so stellt man doch das Gitter an einen bedeckten Ort. Sind die Nächte nicht zu kalt, und sie groß genug, so thut man sie zusammen in das ordinaire Hühnerhaus mit dem übrigen Geflügel, wo sie sich immer noch zusammen halten, als wenn eine einige Bruthenne sie alle aufgezo- gen hätte. Reaumur fütterte sie also: Den ersten Tag hatten sie Brod- brosameln, hernach eben diese mit Hirsen aber nur wenig, vermengt, nach 4—5  
Ta:



Tagen neben dem vorigen in einem besondern Tröglein übrig geblieben Fleisch, Herz, Lunge u. klein gehackt, und unter Brodbrosamen gethan, Gemüß u. dgl. Waren sie 7 — 8 Tage alt, gab er, um sie alle zu sättigen, zum Frühstück ein Mengsel von gesottener Gerste, Brod, und Milch. Man stoß die Gerste im Mörser, bis alle Körner zerdrückt sind, mischt inzwischen etwa  $\frac{1}{4}$  von dem, was die Gerste wiegt, immer Brodbrosamen darunter, und schüttet sodann die Milch hinein, doch so, daß der Teig nicht zu dünn und flüssig wird. Nach diesem Frühstück setzte er in Tröglein Hirsen, Hanfsaamen, Weizen, Rübsaamen hin, bis er Mittags Suppe, Fleisch mit Brod, Zugemüse auf 2 — 3 Tellern gab, und übrigen bis auf den Abend vollends obige Saamkörner fressen ließ. Um 3 Uhr Nachmittag gab er wieder obigen Teig, wie zum Frühstück, Fleisch u. s. w. auch etliche Blättlein Salat und in Stücke geschnittene Würmer. Und so setzte ers fort, bis man sie essen konnte. Sie schmeckten delicat. An schönen Tagen, wann die Luftwärme nicht unter 15 Grad war, ließ er sie, wie gemeldet, auf einen Wasen unter ein Kefich, ließ sie auch aus dem Kefich heraus, und gab ihnen obige Speisen ins Kefich, damit sie sich dahin versammelten. Rohe Gersten und Haber vertragen sie nicht gern, als bis sie stark sind. Gesottene Gersten lieben sie, aber nicht den gesottene Hirsen. Kochgerste und Habergrütze fressen sie auch gern. Brod und Hirsen allein entleiden ihnen, sie werden mager. Ueberhaupt sind sie bald einerley Speise

überdrüssig. Auf diese Art bringt man mehrere Hühnlein, auch im Winter wohl auf, als durch eine lebendige Mutter. So kann man alle Vögel aufziehen, die nicht nöthig haben, von Müttern geäzet zu werden. Zieht man Wasservögel z. E. Enten, Gänse u. auf; so bringt man vornen im Kasten, wenn die Mutter hinten am andern Ende ist, ein Wasserbecken an, in welches ein gemächlicher abläger Weg führt, und um das man Wasen herum setzt. Diese Wasservögel bleiben nur 14 Tage ungefähr im Kasten, hernach läßt man sie frey ohne einen Führer herum lauffen. Man setzt das Fressen und Sauffen in bleyerne oder hölzerne Tröglein, und diese stellt man unter ein Gitter von Holz, das so klein ist, daß es kaum die Tröglein faßt, und so weite Löcher hat, daß die Hühnlein mit den Köpfen durchs Gitter hinein langen, und fressen und sauffen können. Sonst verderben sie vieles, und machen sich, und das Fressen und Sauffen wüste. Je mehr Hühnlein sind, desto länger müssen diese Tröglein und Gitter seyn. Man muß die Kästen öfters auspucken (säubern); schüttet man Sand auf den Boden der Kästen, so sind sie leichter zu reinigen. Die Läuse bringen die Hühnlein um. Bringt man die Mütter in warme Defen; so kommen die Läuse um, und vergehen nach und nach.

(Der Beschluß künftig.)

IV. Bienenzucht. Ich will fortfahren, hievon einige Beobachtungen mitzutheilen. Ich finde, daß eine Gegend nicht große Vortheile von der Bienenzucht gewähret: 1) wenn viele Seen  
(Teiche)



(Teiche) oder Flüsse da sind, über welche die Bienen fliegen müssen; wenn viele Vögel und nahe Bäume zu derselben Aufenthalt vorhanden sind, und besonders auch die Sperlinge (Spazzen) welche die Bienen vor dem Flugloch hinwegnehmen, ohne sich vor einem in der Nähe stehenden Menschen zu scheuen; 2) in Ansehung der Witterung, wenn die Gegend viele stürmische Winde, Schlagregen, plötzliche Veränderungen des Wetters, oft in einem Tage, hat; wenn die Winter gelind, wenigstens die Kälte derselben nicht groß und anhaltend genug ist, so daß im Winter der Schwarm viel zehret; wenn der Frühling veränderlich ist, und daher die Obstblüthe, wenigstens die frühe, öfters verdirbt, die Kälte, so bisweilen einfällt, die Bienen nöthigt, ihre Brut zu verlassen, diese verdirbt, die rauhen Winde die Bienen, welche bey Sonnenschein ausflogen, plötzlich starr machen, wie in diesem Frühling geschah, und endlich Regen, Kiesel die Bienen auf dem Felde ergreifen, welche sodann über Nacht starr liegen bleiben, und des andern Tages früh von Vögeln gefressen, oder bey anhaltendem rauhen Wetter todt liegen bleiben; wenn endlich der Sommer so beschaffen ist, daß den Bienen meistens die zulängliche Nahrung fehlet. Diß kann sich ereignen, wenn die Witterung zu anhaltend dürr ist, die Blumen schnell verwelken, und einige Gewächse verderben, und keine Wälder nahe sind, in deren Schatten genug nahrhafte Blumen zu der Zeit zu haben sind; wenn man bald heuet, zweymal ändert, bald erndet, u. s. w.

und hernach keine reiche Nahrung auf Heiden u. dgl. den Bienen bereitet ist. Aus diesen Gründen ist die Bienenzucht in den kältern Gegenden weit vortheilhafter, und muß also auf unserm Schwarzwalde weit einträglicher, als in unserm Unterlande seyn. Ich erinnere dieses in der Absicht, damit man sich nicht einerley Nutzen der Bienenzucht in allen Gegenden und Jahren verspreche, und, wenn man liefert, dieser habe von einem Magazin u. s. w. so viel jährlich erhalten, und man erhält doch nicht so viel, die Sache in Zweifel ziehe, alles verwerfe, und das Kind, wie man sagt, mit dem Bad wegwerfe. Nutzen wird man allemal von einer wohl besorgten Bienenzucht haben, obschon nicht der gar großen. Sie wird doch allemal nach dem in den Bienen steckenden Capital mehr abwerfen, als die Zinse eines andern Capitals betragen.

Sonnenblumen geben auffer dem Bienenkütt nicht vieles. Ich fand sie in so fern nahe beyhm Bienenstande schädlich, weil die Vögel z. E. Maisen u. dgl. ihren Saamkörnern nachstellen, und wenn Bienen darauf sitzen, solche erhaschen. Ich mußte sie daher ausreissen lassen, um nicht zuviele Bienen zu verlihren.

Im Frühling haben gar oft die Bienen nöthig, daß man ihnen Futter gibt, besonders wenn sie schon viele Brut eingefetzt, und etwa darzu allen ihren Honigvorrath oder fast allen verwendet haben. Fällt alsdann nur einige Tage üble Witterung ein, daß sie nicht ausfliegen können, oder finden sie draussen nicht Nahrung genug; so verlassen sie die



die jungen, oder greiffen sie aus Hunger noch darzu an, und sterben wohl gar Hunger. Das Gewicht ist ein betrügliches Zeichen, ob ein Schwarm Futter nöthig habe, oder nicht. Die Brut wiegt sehr schwer. Daher läßt sich nicht schließen; der Schwarm und Korb nehmen im Gewichte sehr zu, sind viel schwerer als vorhin; also hat der Schwarm schon viel, schon so viel Honig eingetragen, daß er kein Futter mehr nöthig hat. Man sehe also, wenn man sicher gehen will, im Korbe selbst nach, ob noch viele mit Honig angefüllte Zellen drinnen, oder futtere vielmehr bis zur Baunblüthe fort.

Im heurigen Frühling kamen manche Schwärme um, es gab an den meisten Orten wenig junge Schwärme, und die, welche kamen, kamen später, als in andern Jahren; es wurden auch viele Schwärme weisellos. Die Ursache der Weislosigkeit in diesem Frühling weis ich nicht zuverlässig, hingegen liegt die Ursache der ersten zwei Begebenheiten am Tage. Die Maden und Würmer richteten manchen Schwarm zu Grunde, da man nicht die gehörige Vorkehrungen machte, z. E. nicht wochentlich wenigstens etlichmal die Bretter, worauf die Körbe stehen, wechselte. Die gefütterte Bienen bekamen den Durchlauf, der auch auf eine etwas langwüßrige Fütterung mit dem besten Honig, zu folgen pflegt. Man gab ihnen nichts anhaltendes, z. E. Sternanishee, guten Wein, mit dem Honig vermischt. Auch diß brachte manchen Schwarm um. Vielleicht ist die Königin zärtlicher, und stirbt

hievon bald, und war diß die Ursache der Weislosigkeit einiger Körbe. Einige rauhe Tage des Aprils, die bey heiterm Himmel und Sonnenschein jene reißende Nordwinde und Ostwinde hatten, welche auch den Weinstöcken so wehe thaten, machten, daß eine Menge Bienen, welche der Sonnenschein herauslockte, vor dem Korbe erstarren, und haufenweise vor dem Stande da lagen. Ich glaube, nicht zu viel zu sagen, daß mancher Korb damals  $\frac{1}{4}$  seines Volks verlohr. Die Kälte nöthigte die übrige Bienen im Korbe, ihre Brut zu verlassen, welche zu Grunde gieng. Sie mußten also erst wieder neue Brut ansetzen zu Ende des Aprils, und konnten daher nicht bald schwärmen. Der große Verlust des alten Volks, und die späte Ankunft der jungen verursachte ein anderes Uebel. Der schwache Schwarm hatte zur besten Zeit nicht genug Arbeiter, in der Baunblüthe, welche ohnehin wegen der Dürre allzusehnlich vorüber gieng, diese Honigerndte zu benutzen. Die Schwäche des Volks machte auch, daß bey vielen das Schwärmen gar unterblieb. Man sieht also, wie nöthig es ist, bey der rauhen Witterung, besonders wenn zu der Zeit die Sonne scheint, die Bienen zu verschließen, und durch ein Flugblech u. dgl. ihnen den Ausflug zu verwehren. Ferner sieht man, daß, so gut für Bienen im Winter, damit sie nicht viel zehren, eine kalte und finstere, dabey aber trockne, ruhige, nicht dumpfige, vor Erschütterung, Mäusen, u. dgl. gesicherte Wohnung ist, so nöthig es im Gegentheil ist, daß sie, von der Zeit der an-

gehen



gehenden starken Brut an, Wärme und Futter genug haben, auch zur rauhen Zeit Wasser, und daß daher gut seye, wenn man den Stand zur rauhen Zeit ganz verschließt, und auch die Körbe mit etwas zudeckt, welches die Wärme des Korbs bewahrt. Der Stand solle in der Windstille seyn, besonders solle ja der rauhe Ostwind und Nordwind nicht an den Körben, besonders vornen bey der Flugloche vorbestreichen. Der Stand solle im Frühling den ganzen Tag die Sonne haben, und ihre Stralen an die Körbe hinfallen, und soviel möglich auch hinter den Körben etwas angebracht werden, daß die Stralen von dort wieder auf die Körbe zurückprallen. Gegen die Nacht hin sollte man den Stand ganz zuschließen, und die Körbe bedecken, damit in den kühlen Frühlingsnächten die Wärme nicht ganz verlohren gienge. Eben das muß man bey einer Kälte und rauhen Winden den Tag über thun, aber auch zu der Zeit sorgen, daß die Bienen weder durch Sonnenschein noch Erschütterung, noch Helle in Bewegung kommen, und sich bemühen auszubrechen. In solchen Zeiten rühre man die Körbe nicht an, ausser daß man ihnen, ohne Störung derselben, ihr Futter, und wenn sie keines brauchen, lauwarms Wasser gibt, und, wenn sie über einen Tag verschlossen sind, den Dampf aus dem Korbe ausgehen läßt. So bekommt man frühe gute junge Schwärme. Ich habe bemerkt, daß unter Bienen, welche alle von einem einigen Stammvater, den ein Bauer in dem Walde

fand, herkommen, doch ein wichtiger Unterschied sey auf einerley Stand und bey einerley Tractament und allen übrigen Umständen. J. E. eine Linie dieser Nachkommenschaft hat so sehr ausgeartet, daß sie weniger Leben, Munterkeit und Fleiß haben, alle Körbe davon leicht bleiben, und ihre junge Schwärme nicht sehr zahlreich sind, und oft mit den alten müssen im Frühling gefüttert werden, überhaupt sie allen widrigen Zufällen mehr unterliegen. Diese ganze Nachkommenschaft kommt von einem Schwarm her, der nach der gemeinen Bienezucht erzogen 4 Jahr alt war, und wegen seines Alters folgenden Winter absturb. War der alte, der im folgenden Winter, bald zu Anfang, schon seinen Vorrath aufzehrete, und Hungers sturb, kränklich, schwächlich, wenigstens dessen Weisel, und zeugte er daher einen so schwächlichen jungen Schwarm, der seine Schwachheiten erblich fortpflanzt; oder war nur das die Ursache, daß die Zellen des Alten, in welchen er den jungen Schwarm ausbrütete, zu eng waren, er zu wenig Vorrath in den andern auch engen Zellen aufheben konnte, daher die jungen in den Zellen kümmerlich fütterte, und auch auf den folgenden Winter er selbst Hungers sturb? Als man nach des Alten Tode die Waben ausbrach, und ich die Zellen besah, waren sie alle schwarz, sehr klein, und jede großen Theils durch zurückgebliebene Häute und Gespinste, welche die ausgebrütete zurückließen, und das Sediment des Honigs verengert. Es fehlte also am Raume zur Aufbehaltung des Vorraths, und



und die jungen, die da ausgebrütet werden, hatten für ihre vollkommene Größe und Nahrung nicht Platz genug. Wie gut beugt die neuere Bienenzucht diesem durch Untersätze vor! Ist es nicht rathsam, bey der alten Bienenzucht Schwärme sehr alter Bienenschwärme nicht über Winter zur Zucht zu behalten, und auch sonst keine junge von solchen Alten zur Zucht zu kaufen, zu erwählen?

Schwärmt ein Schwarm; so lasse man weder vor noch nach dem Fassen den jungen Schwarm lang in der Sonne, sondern mache ihm Schatten, weil er sonst leicht durchgeht, so gar aus dem Korbe, wann die Sonne darauf hinscheint. Ist er gefaßt; so stelle man, wann die meiste Bienen im Korbe sind, den Korb gleich an seinen gehörigen Ort auf den Bienenstand, hingegen einen andern leeren Korb dorthin, wo vorher der junge Schwarm nach dem Fassen stand. In diesen sammeln sich Abends die noch hauffen gebliebene Bienen; vor Nacht hält man diesen Korb auf dem Bienenstand umgestürzt vor den Korb des jungen Schwarms hin, so begeben sie sich zum Schwarm hinein und werden alle erhalten.

Geht ein Schwarm durch, und in einen Wald; so merke man, wo er in den Wald hinein sich gezogen hat. Man ziehe dem Augenmaasse nach von seinem Korbe, woraus er auf dem Bienenstand ausgezogen ist, eine gerade

Linie auf den Ort hin, wo er in den Wald hineinging. Im Walde verlängere man diese gerade Linie; so wird man ihn, weil sie auf der Flucht gerade fortfliegen, auf oder an dieser geraden Linie finden, wofern er in diesem Walde ist, und sich nicht weiter fortgemacht hat. Den andern oder dritten Tag nach dem Schwärmen und so fort in folgenden Tagen findet man ihn in Vormittagsstunden am leichtesten. Gemeinlich zieht er dahin, wo er vorher viele Nahrung gehohlet hat, also oft gewesen, und den Ort tauglich befunden zur Waide. Hat man ihn gefunden; so bohre man unterhalb seinem Flugloch mit einem grossen Bohrer ein Loch, das in die Höhle hineingeht, worinn er sich aufhält, oder auch oberhalb, wenn die Höhle nicht herab, sondern hinaufwärts geht. Ist das Flugloch in der Mitte der Höhle; so bohre man 2 Löcher, eines über, das andere unter dem Flugloch. In diese Löcher bringe man Rauch hinein, während dem, daß man einen tauglichen Korb vors Flugloch hält; so wird der Schwarm, der sonst nirgends ausweichen kann, sich in den Korb begeben. Diß alles ist schon öfters in meiner Gegend practicirt worden, und jener Art weit vorzuziehen, da man den Baum umhauet, oder den Theil, worinn der Schwarm ist, absägt, und mit Mühe, Gefahr, u. s. w. sich des Schwarms bemächtigt.

#### IV. Pflanzenbau.

A) Allgemeine Lehren.

1) Herrn Probst Lüders Lehre von Artbarmachung eines

alten Landes, d. i. ein Stück Feldes, das vorher nie unter dem Pfluge war, zu einem Ackerfelde zu machen. Den Was-

sen



fen, die Heiden, und obere Rinde abnehmen, in Haufen setzen, verbrennen, und Asche und gebrannte Erdtheile auf diesem Lande als einen Dünger herumstreuen, (d. i. den Boden, wie man bey uns sagt, oder das Feld brennen) ist nicht rathsam. Es ist zu mühsam, kostbar, und schädlich. 1) Ehe man mit der Arbeit anfängt, leite man, wenn überflüssig Wasser vorhanden ist, es ab. Ist kein Abzug nach der Länge möglich, so leite man es in Nebengraben stillstehender Weise, mache aber die Seiten des Grabens schräge, daß die Seitenwände nicht ausreißen, mache auch den Graben tiefer und breiter, als er ist, wenn ein Abzug oder Fall da ist, z. E. 6 Schuh breit und eben so tief. Wo man Fall hat, zapfe man das Wasser in einen natürlichen darzu eingerichteten Graben ab. 2) Ehe man in einem solchen Boden pflügt, richte man ihn vorher so ein, daß wo möglich man 3 Zoll tief mit gutem und beständigen Düngen ihn pflügen kann. Man mache ihn gleich und eben, zerstücke und vertheile die kleine Klügel, und erhöhe die Gruben und Thäler, und zwar nicht mit dem guten obern, sondern der schlechten innern Erde. 3) Das erste mal breche man mit einem scharfen Eisen und starken Pfluge die Oberfläche nur 2 Zoll tief, und in schmalen Furchen um. So kriegt man bald eine mürbe gute Oberfläche. Man nehme darzu den geschicktesten Ackermann, den man haben kann. 4) Die beste Zeit hierzu ist Frühling und Sommer, nicht aber der Herbst. In jenen verfauldet der Rasen besser, wenn man ihn

den ganzen oder halben Sommer über baut. Es geht auch nach Jacobi, mit Ende des Julii, noch an. Man nehme diese Arbeit eilends vor, wann ein guter Regen gefallen, und die Erde erweicht ist. 5) Die Fäulniß des Rasens und das Durchwachsen des Grases, welches das sicherste Zeichen der innerlichen Fäulniß ist, noch mehr zu befördern, lasse man einigemal nach einem Regen, wann die Erde im Abtrocknen begriffen ist, den gepflügten Boden beeggen. Das wiederhole man öfters. Pflüget man eine alte Wiese u. dgl. im ersten Frühling oder Herbst, da die Erde am weichsten zu seyn pflegt, flach und schmal, beegt man sie, wosfern der Boden nicht zu naß ist, gleich im Frühling, wiederhölet man ein solches Beeggen im April und May; so kann man schon um Johannis das 2temal pflügen, welches aber nicht tiefer geschehen solle, als vorher. Setzt man diesen Sommerbau auf eben diese Art fort, so kann man im Herbst Wintergetraide darcin säen. Einen Heideboden breche man erst im Frühling das erste mal um. Was man im Sommer oder Frühling umbricht, beegge man etlichmal bis in den September, da sie oft um Michaelis schon durchgewachsen ist, und im Frühling gewiß mit Sommerfrucht kann besäet werden z. E. Heidekorn. 6) Man erschöpfe die Kraft eines solchen Neubebruchs, man übertreibe ihn nicht, sondern bedinge es gleich, bey dem Umbrechen, wie einen andern Acker. Einem ausgezehreten Boden stellt man schwerlich, oft gar nimmer, seine Kraft her. So aber bleibt der Boden beharrlich und



und immer gut. Das beste ist, im Herbst umzubrechen, und es nach nr. 5. den ganzen Sommer über zu bauen, ehe man etwas darein säet. Er brauchete folgende Egge, welche die Fehler der gemeinen Egge nicht hat. Er nahm ein gesägtes, gesundes, festes Stück Eichenholz, das 6 — 7 Zoll breit, 6 Schuh lang und  $2\frac{3}{4}$  Zoll dick war, dar: ein ließ er 2 Reihen Eggezähne von Eisen eintreiben. Jede Reihe war  $2\frac{3}{4}$  Zoll von der andern entfernt. Die vordere Reihe hatte 12, die hinterste nur 11 Zähne oder eiserne Nägel. Sie waren  $11\frac{1}{2}$  Zoll lang, und ins Viereck geschmiedet, und unten ein wenig vorwärts eingebogen, damit sie desto gewisser fassen konnten. Beim Eintreiben in jenen Balken kommt nicht ihre platte sondern die gespitzte Seite, d. i. ein Eck vorwärts zu stehen. Ein Zahn der hintern Reihe bezieht sich auf den Zwischenraum zweyer in der vordern Reihe, daher stehen in der vordern Reihe 12, in der hintern nur 11 Zähne. In der vordern Mitte des Eggebalkens wird ein kleiner, in etwas gebogener, Deichsel eingefügt, und mit 2 Seitenarmen verwahrt. Er ist 4 Schuh 3 Zoll lang, und hat oberwärts 7 Löcher, jedes 2 Zoll vom andern entfernt. Man macht eben so noch einen Eggebalken, von eben der Größe und Art, den man mit dem vorigen durch Eggeschienen vereinigen kann. Nur besteht dessen hintere Reihe mit Eggezähnen von hartem Holze. Man kann nur einen, oder beide Balken mit einander verbunden brauchen. Braucht man diese Egge, so legt man den Deichsel so, wie Landwirthsch., Kalender 1776.

sonst den Pfluggrindel zwischen 2 Pflugräder, spannt sie nach Belieben mit der Pflugkette bald niedriger bald höher, führt sie eben so wie den Pflug, und beeggt mit selbiger das Land bald höher bald tiefer. Beim Gebrauch erhöhet man erstlich den Deichsel, darnach wird er allmählich erniedriget. Diese Egge wird ein guter Queckrechen, wenn man einen einzigen Eggebalken nimmt, und zwar den hintersten, aber ihn dünner macht, und der Länge nach zerschneidet, und ihn übrigens mit dem Deichsel und Pflugrädern auf obige Art gebraucht. Das Beeggen nehme man nach einem Regen vor, wenn man merkt, daß sich die Erde vom festen Wasen wird süglich ablösen lassen. Wenn man zum Abzug des Wassers Gräben macht, und die aus den Gräben ausgeworfene Erde lange genug an der Luft gelegen, so vertheilt man sie z. E. im Winter, der aufs Gräben machen folgt, auf dem Feldstücke herum. Will sich der Wasen, der oft wie ein Pelz ist, nicht durch die Egge zerreißen lassen, so nehme man die groß gebliebene Wasenstücke, und bringe sie unter den Misthaufen in der Dunggrube. Will man einen Holzboden urbar oder artbar machen, so leere man erstlich den Boden von Gebüsch, und lasse blos die Bäume stehen; so treibt der Boden mit Macht Ellen hohes Gras hervor, das habermäßig wie das französische Rangras, 3 Jahre lang, so dann kommt 3 Jahr ordentliches Gras. Diese 6 Jahre mähe man es zu Heu ab. Nach 6 Jahren rotte man erst die Stämme aus, deren Seitenwurzeln alsdann den Pflug



Pflug nimmer hindern. Man rotte sie im Herbst und Winter aus, aber vorsichtig, damit man nicht eine schädliche Erde obenhin bringt, und die Oberfläche verderbt. Man lasse daher bey jedem Stamme weit in der Rundung um ihn herum den Wasen abnehmen, und auf die Seite legen, und darzu lege man auch die herausgegrabene Erde hin, so weit sie noch gut ist. Trifft man weiter hinab schlechte Erde an, so lege man diese auf eine andere Seite. So bald der Stamm mit seinen größten Wurzeln herausgebrochen ist, lege man die schlechte Erde zu unterst in diß Loch, und lege alsdann die gute Wasenerde oben darauf hin. So wird die Oberfläche gut. Findet man unebene Stellen; so mache man nicht den Boden mit der Egge gleich, sondern man hebt die gute obere Erde von der hohen und niedrigen Stelle ab, alsdann füllt man die niedere von der hohen Stelle aus, und bedeckt endlich oben beide Stellen mit der zuerst abgehobenen guten obern Erde. Ist diß geschehen, so breche man wo möglich nach einem Regen, der die Oberfläche erweicht, mit einem Pflug die annoch feste Stellen langsam und behutsam um, die schon geldsete aber lasse man ruhig liegen. Bauet man Erdbirnen in einem solchen Boden, so bekommt er durch Häufeln und Fälgen der Erdbirnen einen gehörigen Bau. Mit obiger Egge läßt sich auch ein Kleeacker sehr gut wieder zur Saat baubar machen.

2) Einzäunung. Die Zäune und Häger nehmen viel Platz weg. Ist ein Gut 100 Schuhe lang und breit, und das Hag rings herum nur  $1\frac{1}{2}$  breit;

so nimmt dieses 600 Quadratschuhe vom Gute hinweg, worauf das nicht wächst, was das Gut tragen kann. Zu dem benimmt es auch dem Boden auf beiden Seiten seine Fruchtbarkeit, wirft z. E. viel Schatten, breitet die Wurzeln weit aus, entzieht dem Gras oder Frucht, die da wachsen sollen, die Fettigkeit des Bodens, zieht viele Feuchtigkeit nach sich, und gibt dem Unziefer Aufenthalt, so daß meistens 6 — 7 Schuh breit auf der Winterseite, und halb so weit auf der Sommerseite nichts zu seiner Vollkommenheit gelangen kann. Das alles zusammen genommen wird das Gut durch ein Hag sehr verkleinert. Der Bauer wendet viele Mühe und Zeit an, seine Zäune zu pflanzen, und zu erhalten, die er besser anwenden könnte, und die ihm nicht belohnt wird. Sie erfordern viel Holz, denn auch lebendige Zäune müssen mit Pfälen und Stangen befestigt und ausgebessert werden. Es wäre also zu wünschen, daß keine nöthig wären. Niemand mache, wo sie nicht nöthig sind. Alle lassen sich nicht abschaffen. Man muß ja Güter wider neidische diebische Menschen und das Vieh sicher stellen; sie sind nöthig an nahen Fußwegen, und engen Landstrassen, die man besonders nicht im guten Stande erhält; sie sind nöthig, wo man Vieh in der Nähe auf Wiesen, Brach- oder Stoppeläckern weiden läßt; auch Wälder sollen eingezäunt seyn, damit das Wild nicht herauslauffe, und verwüste, damit auch nicht das Vieh in die Wälder lauffe, alles junge Holz abfresse und nichts aufkommen lasse. Weinberge sind auch gegen Schaden von Men-



Menschen und Vieh sicher zu stellen. Es ist zu wünschen, daß man alle Ursachen wegräume, welche den Gütern Schaden, und Zäune nöthig machen. Dahin gehört die Abschaffung aller Waidgerechtigkeit in Wäldern, Wiesen, Riedern, Allmanden, und besonders auf den Brach- und Stoppeläckern, oder doch die ernstlichste und mit unpartheiischer Strenge zu vollziehende Verordnung, daß, wer sein Vieh weiden läßt, es hüten, und, wenn es Schaden thut, den Schaden ersetzen muß, oder daß der beschädigte ohne weitere Anfrage das Recht bekommt, das auf seinen Gütern laufende fremde Vieh für sich zu behalten. Die Hirten sind insgemein arme Leute, die den Schaden nicht ersetzen können. Muß die Entschädigung erst durch gerichtliche Klagen gesucht werden; so gibt es da allerhand Weidläufigkeiten u. s. w. Nichts wäre also rathamer als die Abschaffung aller Waidgerechtigkeiten, und der Waide, so wie es insgemein beschaffen ist. Will man noch, um der frischen Luft und Bewegung willen, das Vieh, besonders das junge, austreiben; so sey nahe beim Ort ein eingezäunter großer Platz, den man ordentlich baut, und in gewisse Theile abtheilt, und das Vieh in eine Abtheilung nach der andern treibt. Der Platz habe Bäume, die dem Viehe Schatten geben, gesunde Luft, und gutes Wasser in sich, oder in der Nähe. Ein Mann oder mehrere trage die Aufsicht, daß kein Vieh das andere beschädige u. s. w.

Allein ich weiß gar wohl, daß die Zäune noch lange, und vielleicht immer,

nöthig seyn werden. Daher fahre ich fort zu zeigen, wie man einzäunen könne. 1) Man mache statt der Zäune Gräben 6 — 8 Schuh breit, und 4 Schuh tief, aber nur um Wälder, weil sie da keinen guten, sondern nur den Platz wegnehmen allernächst unter den Bäumen, wo ohnehin nichts recht fortkommt, und weil man dadurch die Baumwurzeln abschneidet, daß sie nicht die nahe Güter ausmergeln können. Beim Ausgraben werfe man alle Erde auf eine Seite gegen den Wald, damit sie einen Wall um den Wald herum formire. Säubert man den Graben, wie es zu gewissen Zeiten geschehen solle, so kann die im Graben sich sammelte Erde als ein guter Dünger auf die benachbarte Güter gebracht werden. Solche Gräben dienen auch zur Einzäunung wasserreicher und sumpfiger Orte, weil sie das Wasser ableiten, oder doch es in sich sammeln, seine Ausdünstung vermehren, also den Boden des Guts fruchtbarer machen. 2) Zäune wähle man anderwärts aber solche, die den wenigsten Aufwand und Schaden, und die wenigste Arbeit zu ihrer Ergänzung haben, die der Natur des Bodens angemessen sind, und man suche allen möglichen Nutzen davon zu ziehen. Unter todtten Zäunen sind Mauren sehr dauerhaft, und nehmen nicht mehr Platz ein, als ein grüner oder lebendiger Zaun. Man legt Steine ordentlich aufeinander, und verbindet sie mit Moos, der sie fest zusammen hält, wenn er anfängt dazwischen zu wachsen. Sie taugen dort, wo nahe Steinbrüche sind, oder man sie nur von einem steinichten Acker wegneh-



nehmen darf. Man sammet sie bey müßigen Tagen mit seinem Gesinde und Kindern nach und nach, und legt sie ordentlich zusammen. Von lebendigen Hägern ist das das beste, welches am wenigsten Platz einnimmt, am wenigsten Schatten gibt, die wenigste Arbeit erfordert, am meisten Nutzen an Holz oder Frucht bringt, und von Menschen und Vieh am wenigsten beschädigt wird. 1) Haselstauden: Hag gibt Nutzen, schießt stark ins Holz, gibt Raife an kleine Fässer, seine Ruthen kann man wie Weiden zum Garbenbinden brauchen, gibt viel Abholz zur Feurung, wenn man es alle 6 Jahr einbuckt. Aber es breitet sich sehr aus, macht viel Schatten u. s. w. daher braucht es viel Arbeit; man muß es jährlich 1 — 2 mal beschneiden, alle 6 Jahre um ein großes aus hauen, wieder neu einbucken und die Aeste mit Weiden verbinden. Seine Wurzeln breiten sich weit aus; Vieh, besonders nahe bey Waidgängen, ist ihm sehr gefährlich. Diß Hag wächst am liebsten an feuchten Orten, wo Dornhäger nicht gern fortkommen. 2) Hag von Weisdorn, ist das beste, ob es schon nicht jenen Nutzen gibt. Aber es nimmt nur 1 — 1½ Schuh Platz ein, wirft wenig Schatten, ist leicht zu erhalten, dauerhaft, widersteht aller Gewalt, Wurzeln breiten sich nicht weit aus, man kann nahe hinzu ackern, hält die Luft, Thau und Regen nicht viel ab, allernächst dabey leidet Frucht und Gras nicht viel, nur muß man dort, wo Vieh hinkommt, alle abgeschnittene Dörner fleißig auflesen, sonst schaden sie dem Vieh. Man muß nämlich diß

Hag jährlich 1 — 2 mal beschneiden, welches auch mit einer Sichel oder dergleichen Instrument so leicht geschieht, daß ein Mann in 2 Stunden mehr als 50 Schritte beschären kann. Er wächst am besten auf trockenen auch steinigten Boden, auf feuchtem kommt er nicht fort. 3) Ein Hag von Schwarzdorn (Schlehen) nußt nichts, und ist vielleicht das schädlichste. Seine Wurzeln breiten sich 10 — 12 Schuh unter dem Boden aus, und treiben Wurzelschosse, und mergeln weit herum aus; die Aeste breiten sich über den Boden aus, lassen sich fast in keiner Ordnung halten, werfen viel Schatten, halten Luft, Thau, und Regen ab, daher die Frucht um sie herum schlecht und meistens rostig ist. Er zieht auch, mehr als andere Dornen alle, Würme und andere Insecten nach sich. 4) Stechpalmen geben ein gutes Hag, sind sehr stark, schön von Ansehen, behalten ihre Blätter auch im Winter, Wurzeln und Aeste breiten sich nicht weit aus, sind leicht in Ordnung zu halten, und geben, wenn sie lange genug stehen, für Schreiner und Drechsler ein schönes weißes hartes Holz, das theuer bezahlt wird. 5) Vermischtes Hag von Eichen, Buchen, Salweiden, Weiden, großen Weisdornen u. dgl. Gesträuchen, gleicht dem Hag vom Schwarzdorn im Schaden. Es gibt zwar bisweilen etwas an Brennholz, Ruthen und Weiden, wird aber gar zu dick, macht feuchte Ort und Winkel, gibt dem auf Feld und Wiesen sehr schädlichen Unzieser, Mäusen und Ratten Aufenthalt, breitet seine Wurzeln weit aus



aus, erfordert viel Arbeit, und ist doch nie recht in der Ordnung. Die Saal- und andere Weiden pflanzt man als Häger mit besonderm Nutzen, oder setzt sie auch nur in verschiedenen Entfernungen auf wasserreiche und sumpfige Wiesen; sie wachsen da geschwind auf, werfen weit umher Wurzeln, und ziehen mit diesen die Feuchtigkeit an sich, welche sie hernach durch ihre Aeste ausdünsten, und also den Boden trocken machen, daß er fruchtbar wird und gutes Gras trägt. Hieher gehören auch 6) die Fruchthäger. Johannisstrauben taugen um Gärten, aber nicht zu entfernten Gütern und an Strafen, das Vieh abzuhalten; dahin kann man Zwetschgenbäume, Zipparten, wilde Birn- und Aepfelbäume pflanzen, deren Aeste man der Länge nach gegeneinander zieht, und mit Weiden verbindet, bis sie hart und stark worden. Sie nehmen wenig Platz ein, geben an ihren Früchten Nutzen für Menschen und Vieh, und dem Gute Sicherheit. Maulbeerhäger nutzen zur Seidenzucht mehr, als hochstämmige Maulbeerbäume, deren Laub viel eher verfriert, und später kommt. Die Art, Häger zu pflanzen, ist bekannt. Es finden sich überall Männer, die ihr Handwerk daraus machen. Man thut wohl, wenn man im Herbst einen Graben etwa  $1\frac{1}{2}$  Schuh tief und eben so breit dort aufwirft, wo man das Hag pflanzen will im Frühling. Im Frühling füllt man den Graben mit der aufgeworfenen Erde halb auf, steckt die Sektlinge hinein, und bedeckt sie mit der übrigen Erde, welche dardurch viel lockerer gemacht wird, daß das Hag desto schneller und

schöner aufwächst. Diß ist ein Auszug, aus der Anleitung, welche 1764 die preiswürdige Naturforschende Gesellschaft zu Zürich für die Landleute in Absicht auf die Zäune heraus gegeben hat.

Zaun, lebendiger, wird in 2 — 3 Jahren aus Selben, besonders den gelben, die nicht eigentlich hoch wachsen, also gezogen. Man haue ihre Aeste ab, schneide sie in Stücke 2 Schuhe lang, stecke die Stücke 4 — 5 Tage bis zum Einsetzen in Mistflackn oder anderes Wasser. Die beste Dicke ist wie ein Rechenstiel bis zur Dicke eines Dreschlegels. Man steckt sie beim Einsetzen 1 Schuh tief in den Boden, also bleibt 1 Schuh ausser dem Boden. Man steckt sie 1 Schuh weit von einander. Sie treiben viele,  $\frac{1}{2}$  Ellen lange Zweige. Man schneide diese Sektlinge ab, nach der Witterung, im Merz oder April, wenn der Baum saftig wird, aber ehe noch sein Laub hervor kommt. Um diese Zeit setzt man auch diese Sektlinge. Den Sommer über schneidet man mit der Gartenscheere oder einem andern Instrument die Seitenzweige, die sie treiben, auf beeden Seiten, auf eine zwerche Hand breit vom Stamm hinweg, so wird das Haag desto dicker. Die in die Höhe wachsende Zweige aber schneidet man so ab, daß man wenigst 1 Schuh über dem Stamme stehen läßt. Diese Selben wachsen auf nassem und feuchten, aber auch auf sandigem, dürrn, und griesigen Boden. Will man sie auf dieser letzten Art des Bodens pflanzen, so setze man vorher je ne Sektlinge um obige Zeit und auf obige Weise auf einen gar unfruchtbaren Moosgrund. Auf einem Platz 50 Schuh

D 3 lang,



lang, und auch so breit, kann man etliche tausend solcher Seklinge setzen, die im ersten Sommer schöne Wurzeln schlagen. Im folgenden Frühling schlagen im griesigen dürrn Grund einen Graben auf, 1 Schuh breit und eben so tief, hernach grabe mit einer Schaufel die gewurzelte Seklinge aus, setze sie in diesen Graben, thue wo möglich gute Erde zu den Wurzeln, bringe die ausgeschlagene wieder in den Graben, und trete sie mit den Füßen fest ein, und besorge übrigens alles, wie vorhin gesagt worden. Die Felben sind bitter. Kein Vieh frisst sie ab. Es dringt auch nicht durch, wenn man nur im ersten und 2ten Jahre die ausgetriebene Nebenschöß in einander rückt und vorwärts schiebt, und nicht abschneidet, da sie sodann fest in einander verwachsen, daß kein Vieh durchdringen kann. Erfolgen durch eine gewaltsame Ruinirung Lücken; so ergänzt man sie durch neue Einpflanzung. Will man um ein gar großes Feld herum einen Zaun führen; so erwähle man die Albenbäume (eine Art Pappelbäume) haue die Aeste 6—7 Schuh lang ab, stoße sie in Mistlache oder ander Waffer, lasse sie 4—5 Tage darinn, mache dort, wohin man sie setzen will, mit einer eisernen Stange ein Loch 1 Schuh tief, setze diese Seklinge hinein; so treiben sie 1 Schuh lange Zweige. Die beste Zeit ist die oben angegebene, nämlich der April. Beym Einsetzen mache man ja die Rinden nicht los. Ein Sekling darf vom andern abstehen, 2, höchstens 3 Schuh. In 5—6 Jahren werden sie wenigst  $\frac{1}{2}$  Schuh

dicke, und in 10 Jahren wachsen die Stämme zusammen, daß kein Vieh, kein Wild eindringen kann. Der Schatten kann Wiesen und Feldern nicht schaden, weil man sie kann hoch oder niedrig wachsen lassen, und sie nach Belieben im Frühling abwerfen oder stutzen kann. Sie nuzen schon im 2ten Jahre. Die dünne Zweige dienen zum Aufbinden, die größern Aeste sind Brennholz. Man stuze sie nur alle 3—4 Jahr, 1 Baum kann 30 Büschel Holz geben. Man kann auch, wie die Alben, die Aschen, Salweiden, Espen und die harte Felben, die nicht leicht ausfaulen, gebrauchen, und eben so einsetzen.

B) Besondere Lehren.

#### 1. Ackerbau.

1) Getreidbau. Herr von Schönfeld zu Trachenau rühmt folgendes Mittel zur besten Vertilgung der Schnecken auf den Feldern. Was die Feldschnecken abfressen, schlägt nicht wieder aus. Sie sind blos dem jungen, zarten, noch nicht lang aufgegangenen Getreide schädlich. 1) Man mache eine recht übelriechende Lauge, nehme fette Mistlache (Mistjauche, Gülle) rühre Schaafkorbeer (den Korh, Pferch der Schaafse in Gestalt der Bohnen oder Korbeere) darein, und lasse diese darinn zergehen. Von dieser Mistlache kocht man einen Theil in einem großen Topfe (Hasen) mit klein geschnittenen Knoblauch, Zwiebeln, und klein gestosenen Teufelsdreck. Wenn diß verkühlt ist, rührt man etwas Hirschhornöl darunter, und vermischt alles zusammen mit mehrer Mistlache, um die zur Einquellung



lung des Saamens erforderliche Quantität der Lauge zu bekommen. Mit dieser Lauge sprengt man den Tag vor der Aussaat, das Saatgetreide, nämlich Weizen, Roggen, Dinkel u. s. w. stark ein, so daß die Saamenkörner davon aufquellen, und bey dem Keimen und Aufgehen des jungen Halms hinlänglich üblen Geruch und Geschmack behalten, um den Schnecken bis zur Bestockung widrig zu bleiben, indem sie dem bestockten Getreide, vermuthlich weil es zu hart ist, nimmer schaden. Man bezieht den Saamen zu wiederholtemmalen stark mit dieser Lauge, rührt ihn um, und säet ihn den andern Tag halb trocken, d. i. nur so weit trocken, daß er sich nicht mehr ballt, sondern säen läßt. Man nehme reinen, wohl ausgefuchten Saamen von vollkommenen Körnern, die nicht zerquetscht sind, und eine vollkommene Pflanze treiben können. 2 Scheffel geben nach dem Aufquellen wenigstens 3 Scheffel. Der Knoblauch ist die Hauptsache bey dieser Lauge, und vielleicht kann man die Lauge mit ihm allein anmachen. Man suche nur seinen Geruch dem Saamen wohl bezubringen. Daher solle auch noch überdiß der Säemann Knoblauch bey sich haben, und bey jedesmaligem Einfüllen des Säetuchs sich die Hände stark mit Knoblauch reiben. Diß Einquellen thut auch seine Wirkung gegen die Erdföhe und Erdmaden, die eine Art Würmer sind, welche das Getreid unter der Erde abfressen, besonders in Feldern, die gar nicht, oder mit Kalk oder Erde gedüngt werden. In Fel-

dern, die man frisch mit Mist gedüngt hat, sind sie nicht. Obiges Einquellen gibt künftig dem Mehl keinen üblen Geruch noch Geschmack. Die Schnecken zeigen sich gemeiniglich erst nach Michaelis in der Herbstnäße, besonders wenn die Näße schon im Sommer oder September anfängt. Andere Mittel sind unzulänglich, oder doch im Großen nicht allgemein thunlich und brauchbar, z. E. das zeitliche, oder das späte Säen, wenn die Schnecken schon verfroren sind, ferner Kalk, Gips, Asche, u. dgl. auszustreuen aufs Feld, und endlich das Zusammeneggen der Queckennester und großen Erdschollen, damit sich die Schnecken nicht darunter verbergen, noch bey kaltem Wetter verbergen.

Gelber Leimen gebrannt, zermalmet, 6 — 8  $\mathbb{W}$  zu jedem Sack voll Dinkel oder Weizen geschüttet, alles wohl durcheinander gerüttelt, und so auf die Gerbmühle gebracht, ist ein leichtes und wohlfeiles Mittel den Dinkel oder Weizen vollkommen zu reinigen, wenn sie durch brandige Aehren im Ausdreschen durchaus schwarz gefärbt worden, wodurch auch das Mehl selbst schwarz wird. Da sich heuer in mehreren Gegenden der Brand zeigt; so wird nöthig seyn, beym Aussäen seiner Fortpflanzung vorzubeugen. Man suche zum Aussäen einen so viel möglich reinen Saamen zu bekommen, und quelle ihn vor dem Aussäen auf folgende Weise ein. Man nehme auf 6  $\mathbb{W}$ Würtemb. Simri Saamen ungefähr 12  $\mathbb{W}$  guten ungelöschten Kalk; stelle Wasser in einem Kessel über ein Feuer, bis es lau



lau wird, thue sodann den Kalk in diß Wasser, und zerrühre ihn. Das heisgewordene Wasser vermische man mit kaltem Wasser, das ist, man nehme aus dem über dem Feuer bleibenden Kessel etwas Wasser heraus in einen Kübel, schütte in den Kübel kalt Wasser, bis man im Wasser des Kübels den Finger sehr leicht leiden kann. In diß Wasser wirft man auch etwas Küchensalz. Alsdann schüttert man das Wasser aus dem Kübel auf die Saatfrucht, welche in einem Zuber ist, nach und nach und rühret während dem die Frucht beständig und stark um, wenigstens  $\frac{1}{2}$  Viertelstunde lang. Man gießt so lange Wasser nach, bis alles Wasser aus dem Kessel verbraucht ist, und das Wasser im Zuber 2 zwerche Finger hoch, über der Frucht steht. Alle Stunden rühret man die Frucht um, und nimmt die oben auf dem Wasser schwimmende leichte Körner weg. Die bloße Frucht bleibt 8 — 10, die andere z. E. Dinkel, Haber u. dgl. 10 — 12 Stunden in dieser Beize. Nach Verfluß dieser Zeit läßt man die Frucht durch ein Geflecht oder Korb abtropfen, und hernach an der Sonne oder in der Luft so viel trocknen, daß die Körner nicht mehr an einander kleben, und säet sie sogleich, wenigstens innerhalb 24 Stunden.

Nimmt man von dieser gebeizten Frucht, die gequollen ist, das gewöhnliche Maas zum Aussäen, z. E. 8 Simri; so säet man auf seinen Acker nur ungefähr 5 Simri ungequollener Frucht. Denn 4 Simri werden durchs Aufquellen 7 Simri füllen. Man säet also viel dün-

ner, und hat also den Vortheil, daß man an der Saatfrucht über  $\frac{1}{2}$  erspart, und doch eine bessere Ernde bekommt. Zuverlässige Proben bewegen mich, dieses Einquellen, und damit verbundene dünnere Säen nachdrücklich zu empfehlen.

#### 2) Rebsbau.

Sommerrebsbau. Man nimmt dazu Felder von starkem und gutem mittelmäßigen Boden, und zwar, wenn sie sollen, nachdem sie Sommerfrucht getragen, in die Brache kommen. (oder auch, nachdem sie Winterfrucht getragen haben, und aufs künftige Jahr sollen mit Sommerfrucht besäet werden.) Man ackert sie gleich nach der Ernde sobald möglich, wenn es seyn kann, noch im August. Im Frühling darauf, um Lichtmeß überfährt man sie stark mit Dung, breitet alsbald den Mist fein gleich darauf aus, und ackert ihn ein, sobald man in die Erde kommen kann. So läßt man den Acker bis zu Ende des Aprils liegen, säet alsdann den Sommerrebs, dessen Saamen man mit 6 Theilen klein zerriebener Erden vermischen kann, ordentlich aus, und eggt ihn fleißig ein. 1 starker Vierling eines Würt. Simri Saamen gehört auf 1 Würt. Morgen Ackers. Ist der Rebs 1 Hand hoch gewachsen, so muß man das Unkraut ausjäten. Zu dem Ende, und auch, daß das Wasser in die Furchen ablauffe, ist es gut, wenn man beim Einackern des Dungs den Acker in Beete abtheilet, welche ungefähr 1 Klafter breit, und in der Mitte etwas erhaben sind. Ist nun der Frühling naß oder feucht; so wächst der Saame sehr schnell in die Höhe, und



und wird um Johannis zeitig, welches man bemerkt, wenn die Schoten anfangen gelb zu werden, wo man sodann die Stengel mit samt den Wurzeln NB. vor Sonnenaufgang, wenn der Thau noch darauf liegt, ausziehet, und gleich auf dem Feld auf Tüchern ausdrischt, oder, nach der öf. Kal. 1775. stehenden Anweisung vom Winterrebs, behutsam in die Scheuren bringt, daß nicht viel Saamen verlohren geht.

In einem trocknen Frühling schaden die Erdflöhe sehr, fressen sogar bey dürrer Wetter öfters diesen Rebs ganz auf. Dieses wendet man ab, wenn man auf dem nehmlichen Acker 2 — 3 Beete durch die ganze Breite abtheilt, oder, wenn der Acker lang und schmal ist, nur die 2 äußerste Beete von beiden Seiten des Ackers pur mit grauem Senf, welcher mit 10 Theil Erden vermischt seyn muß, zu gleicher Zeit besäet. Die Erdflöhe gehen allein auf den Senf, und lassen den Rebs stehen. Oft wird auch der Senf noch zeitig, dessen Saamen auch zu Del kann benuzet werden.

Wer einen Acker, statt ihn nach der Sommerfrüchtereude den folgenden Sommer brach liegen zu lassen, also behandelt, der stürze ihn nach der Rebsereude sogleich, damit der Mist wieder in die Höhe kommt, ackere ihn um Bartholomäi der Ordnung nach wieder, aber tiefer, und säe sodann im Herbst Winterfrucht, z. E. Weizen, Dinkel, Roggen, hinein. Sie wird bey ordentlicher Witterung weit vollkommener und reiner wachsen, als wenn der Acker vor dem Säen

Landwirthsch. Kalender 1776.

der Winterfrucht wäre gebracht worden; es können auch nach der Rebsereude diese Aecker 3 Jahre nacheinander ohne frischen Dung, mit besserem Nutzen, als wenn sie brach gelegen wären, ein Jahr mit Winter- und noch 2 Jahre mit Sommerfrüchten angebaut werden, weil der Rebs kaum  $\frac{1}{4}$  von der Kraft des Dungs auszieht.

Auf eben diese Weise säet man auch als ein Delgesäme den Krebssaamen, um die Mitte des Aprils, mit 2 Theil Erde vermischt. Die Erdflöhe sind ihm weniger gefährlich, man jätet ihn auch aus. Er wird auch um Johannis zeitig, und in allem wie der Rebs behandelt.

Bau des Winterrebs: besonders des Kohl-Rebs. (Kohlfaat). Man säet ihn zwischen Bartholomäi und Mariengeburt, und wählet darzu rechte und mittelmäßig gute Aecker, welche jetzt sollen in die Brache kommen. Diese ackert man nach der Sommererde im August fein tief mit den Stoppeln um, und überfährt sie mit der Egge. So bleiben sie über Winter liegen. Im Frühling treibt man Schaafe und Rindvieh darauf, um alles aufwachsende Unkraut zu vertilgen. Vor Johannis düngt man diese Aecker stark, ackert den Dung tief ein, und läßt sie also liegen bis 8 Tage vor Laurentii, da man sie wieder wendet, damit der Dung in die Höhe kommt; worauf man gegen Maria Geburt den Dung abermal einackert, und den Rebssaamen, den man vorher mit 10 Theilen zart zerriebener und etwas feuchter Erde vermischt, in die frische Furchen säet, und  
E gut



gut einegget. Der Saamen geht noch im Herbst auf, und treibt ziemlich grose und breite Blätter auf der Erde weit auseinander aus. So bleibt er den Winter hindurch ohne Schaden von der Kälte, bis er im Frühling Stengel treibt, in May schon blüht, und um Pfingsten zeitigt. Man kann nicht genug empfehlen, daß man beim letzten Umackern die Aecker in Beete abtheile, und die Beete in der Mitte erhöhe, daß die überflüssige Winterfeuchte ihren Abzug in die Furchen bekomme, und dardurch der Nebs vor Schaden bewahrt werde. Ferner kommt es auch hauptsächlich darauf an, daß man das Unkraut nicht überhand nehmen lasse. Der Sommerrebs kann in einem mittlern sandigen Boden 60fältig, der Winterrebs 80 und mehrfältig tragen.

Diese vier Arten der Delsoamen werden nach der gemeinen Art, wie Lein- und Hanfsoamen, zu Del geschlagen; die zurückbleibende Kuchen gibt man im Winter dem Rindviehe mit dem abgebrühten Futter, welche das Vieh reinigen, es bey guten Kräften erhalten, und die Milch des Melkviehes vermehren. Besonders sind die Kuchen vom Krefsaamen, wenn man davon zuweilen dem Viehe etwas auf das warm abgebrühtere Futter streut, eine Arznei, und erhalten es gesund. Eben so nützlich streut man das Kref- und Senf- Mehl den Schaafen aufs Salz, das man ihnen gewöhnlich gibt. Die vorstehende Anweisungen sind auf Kaiserlichen Befehl gedruckt worden, nachdem man diese Art des Aubaues auf den Gräflich-Sternbergischen Gütern in Böh-

men mehrere Jahre im Großen bewährt erfunden hatte.

Unmerk. Auf diese Weise läßt sich die Brache gut benutzen durch Anbau der Delgesäme. Man thut dem Getreidbau, also der Nahrung der Menschen, keinen Abbruch; man kann nach dem um Johannis einfallenden Nebsernde dem Acker noch alle nöthige Arbeit zur Wintersaatfrucht geben; man bekommt um Johannis das Nebsstroh zum Streuen, um welche Zeit das Stroh, besonders bey der Stallfütterung, rar ist; man hat die Schoten zu einem anzubrühenden Winterfutter des Rindviehes, und kann dieses dem Viehe mit den Delkuchen gleichsam schmälzen; man macht nicht nur das Del in seine Haushaltung, sondern auch noch Delgesäme zum Verkaufe, verhindert also, daß nicht so viel Geld für erkauftes Del ohne Ersatz zum Lande hinaus geht. Aber die Schaaf- und Herbst-Waiden des Rindviehes auf den Feldern hindern das alles. Diese zwey Uebel hat man in Schriften schon lange genug bestritten, und auch an einigen Orten schon in der That angegriffen, und mit augenscheinlichem Vortheil aufgehoben. Vielleicht erlebt man es noch, daß es an mehrern Orten geschieht, und legt die schädliche Vorurtheile ab, welche sogar verursacht haben, daß man um der Herbstwaiden willen verbietet, einen Acker nach der Ernde, und vor Winter zu stürzen. Die obige Art, den Sommerrebs zu bauen, ist sehr vernünftig, und der gewöhnlichen weit vorzuziehen, bey der der Sommerrebsbau so mißlich ist, und so wenig ausgibt, wes-

we:



wegen man auch jetzt gar selten mehr Sommerrebs baut. Sie ist folgende: Man erwählt einen Acker, der Winterfrucht getragen, oder auch einen, der Sommerfrucht trägt, und jetzt in die Brache kommen solle. Man ackert ihn nach der Ernde tief um, im Frühling, wenn er vom Unkraut grün werden will, ackert man ihn wieder, und in der Hälfte des Junius nach einem vorhergehenden Regen wiederum, aber mit kleinen Furchen, damit er fein milde wird, bestreicht ihn mit der Egge, säet alsdann den Saamen und eggt ihn unter. Nur den Acker, der unmittelbar vorher Sommerfrucht trug, düngt man im Herbst, und bringt den ausgebreiteten Mist noch vor Winter unter die Erde, und verfähet im Frühling übrigens, wie eben gemeldet worden. Nach der Rebsernde reißt man gleich den Acker um, und bereitet ihn zur Winterfruchtsaat. Sommerrebs gibt nie so vollkommene und große Körner als Winterrebs, also auch nicht so viel Del. Auch vom Winterrebs gibt der Rübenrebs weniger Del als der Kohlrebs, dieser erfordert aber auch ein besseres Land, als jener. Die Delmüller behaupten, 6 Würt. Simri Rübenrebs geben 62 — 63 W Del, 6 Würt. Simri Kohlrebs aber 69 W Del. Indessen scheint hinwiederum, daß der Rübenrebs mehr Simri gebe, als der Kohlrebs, und gewisser gerathe. Hirsche lauffen dem Rebs im Herbst, Winter und Frühling alle Nacht Stunden weit nach, und fressen den Saamen ab. Nässe und stehend Wasser kann er nicht, aber trockene Kälte

wohl vertragen, besonders wenn er vor Winter mit strohigem Dunge bedeckt wird. Dem Sommerrebs sind die Erdflöhe sehr gefährlich beim Aufgehen, ferner, wenn das Wetter mit untermischten Regen warm ist, schwarze glänzende Raupen und desgleichen weiße Maden, welche Löcher in die Schoten fressen, und daher Pfeiffer genannt werden. Geseht aber, man komme um den Sommerrebs, so ist nichts als der wenige ausgestreute Saamen und die Mühe des Ackerns und Eggens verlohren; man kann ja doch noch in den Acker, der Sommerfrucht tragen sollte, Gersten säen, und den, der jetzt brach liegen sollte, noch zur Winterfrucht vorbereiten. Man glaube nicht, daß Winterrebssaamen sich auch erst im Frühling säen lasse, sondern säe im Frühling den eigentlichen Sommerrebssaamen. Man säe ja den Winterrebs nicht zu bald; sonst schießt er noch vor Winter in Stengel, und verdirbt leicht im Winter. Man säe ihn aber auch nicht zu spät; sonst erstarrt er nicht, und kommt zu zart in den Winter hinein. Die beste Zeit ist oben schon bestimmet, zwischen Bartholomäi und Mariä-Geburt. Wo es gar bald einzuwintern pflegt, säet man etwas baldter. Diß hat mich die Erfahrung gelehret. Weil ein unrechtes Verfahren bey der Rebsernde leicht einen großen Schaden verursachen kann; so will ich hier einige Regeln beyfügen. 1) Tauben und andere Vögel schaden sehr, besonders gegen die Reifung hin. Man muß also den Rebs hüten lassen, wenn er reif werden will. 2) Man ernde



nicht zu bald, sonst werden die Körner klein und taub; man ernde nicht zu spät, sonst fällt der mehreste und schönste Saamen aus. Die beste Zeit ist, wenn die meiste Saamenhülsen (auf alle Kam man nicht warzen) gelbe werden, und die Körner darinn reif sind. 3) Alsdann schneide man ihn, Morgens, wenn der Thau noch liegt, behutsam, und behandle ihn sehr sorgfältig, um das Ausfallen der Körner zu verhüten. 4) Man Dresche ihn nicht auf dem Felde, sondern führe ihn heim auf Wägen, auf welchen große Tücher sind, damit die ausfallende Körner nicht verlohren gehen. Das Binden in Garben erfordert unnöthige Bände, verursacht Zeitverlust, u. s. w. 5) In der Scheure lege man auf einer Tenne, die keine Ritzen, Sprünge u. dgl. hat, den eingeführten Rebs auf Haufen, daß er sich vor dem Ausdreschen einige Tage erwärmt; so wird der übrige noch grüne Saamen auch gut, die Körner auch schöner, und gehen hernach weit besser aus dem Strohe. Es ist daher die Erhizen sehr anzurathen, welches die Landleute auch in einigen Gegenden mit dem saamtragenden Hanf vornehmen, und es das Erstricken des Hanfes nennen. Auch einige Gärtner thun es mit allen ihren runden Saamen, welche müssen abgeschnitten werden, wenn die Saamen sprossen auf dem Lande gelbe werden, und einige Saamencapseln sich aufthun wollen; sonst kommt der Saamen nicht zu seinem rechten Ansehen.

Wenn man die Saamenstengel im trocknen Wetter nahe an der Erde ab-

geschnitten hat; so legt man sie wie einen Heuschaber auf dem Boden zusammen, doch so, daß die Schoten oder Hülsen innwendig, und die Storzeln herauswärts fein ordentlich zusammen gelegt werden. Auf den Schober legt man oben alte Thüren, Bretter u. dgl. und auf diese anderes Holz und Steine, damit er recht beschwehrt, und zusammengedrückt wird. Man läßt es 3—6 Tage also liegen, nachdem das Wetter kalt oder warm ist, sieht aber doch nach 3—4 Tagen darnach. Ist der Schober innwendig heiß, so, daß man fast Eyer darinn sieden könnte, fängt er auch an gewaltig zu stinken und zu rauchen, und sind die Schoten in die Fäulniß gegangen; so ist es Zeit, denselben nach und nach auseinander zu bringen. Man nimmt nämlich einen Saamenstengel nach dem andern vom Haufen herunter, und schüttelt solchen auf ein untergebreitetes Tuch, man klopft mit der Hand auf die Saamenstengel, woraus die Körner ganz willig herunter fallen. Diß Ausklopfen muß ja mit keinem Stecken geschehen, weil die Körner noch zu weich sind, und gar leicht zerquetscht würden. Eben deswegen soll auch der, so damit umgeht, die Schuhe nicht anhaben, daß er nichts zertritt. Sind obige Merkmale noch nicht da, also die Gährung noch nicht genug geschehen, so legt man die Bretter und Steine wieder auf den Schober, bis sie völlig vorhanden ist. Es werden auch nicht alle Stengel mit ihren Schoten zu gleicher Zeit gähren; daher legt man die noch grüne zurück, und, wenn man die andere ausgeschüttelt, legt man die grüne wie



wieder zusammen und beschwehrt sie aufs neue, bis sie auch ausgegohren haben. Das ausgeschüttelte Stroh, welches sehr naß ist, streut man dünne auf den Boden aus, läßt Läden und Thüren offen, daß der Wind durchstreichen kann, und wenn es trocken worden, klopft man es mit krummen Prügeln behutsam, ja nicht zu heftig aus, damit die Körner nicht verlest werden. Sobald der Saamen also ausgeschüttelt und ausgedroschen ist, breitet man ihn fein dünne auf Tüchern an lüftigen Orten, wo keine Sonne darauf scheint, aus, und wendet ihn alle Tage wenigstens einmal, indem ohne diß Wenden gar leicht der Saamen zerplatzt, und keimet, und alsdann zum Delmachen untüchtig wird. Wenn er nun trocken und dürrer genug worden, so ist er erst vom Staube und andern Unrath zu reinigen, und zu seggen mit Worfeln, Sieben, Schwingen in der Wanne, oder Durchlauffen durch eine Puzmühle, dergleichen man auf Fruchtböden hat, damit er zum Gebrauch kann aufgehoben werden. Dieses Erhizen, welches ich aus des erfahrenen Erfurtischen Rathsheisters Reicharts Land- und Garten-Schaze hieher setze, ist sehr nützlich, so daß Hr. Reichart, ein großer Saamenhändler, alle seine Saamen so tractirt; aber unter seiner eigenen Aufsicht. Denn wenn man diese Erhizung nicht recht versteht, und die oben deutlich angegebene Zeitmerkmale vernachlässigt, und nur 5 — 6 Stunden zu spät den Haufen auseinander thut, so keimen die Körner, und verderben. Keine Feuersgefahr ist nicht dabei, wenn

man diß Erhizen in der Scheure, oder oben im Hause auf einem Boden vornimmt. Hieraus werden kluge Hauswirthe schon abnehmen, wie sie das an einigen Orten übliche Verfahren der Erhizung des Sommerreßes und Winterreßes verbessern sollen. Es ist dieses: Man trägt den abgeschnittenen Reß auf dem Acker, worauf er gewachsen, auf einen oder mehrere Haufen zusammen, legt ihn feste auf einander, und spizt den Haufen wie einen Heuschaber rund zu, damit etwa das manchmal einfallende Regenwetter keinen Schaden bringe. Der Platz, worauf man den Haufen legt, wird zuvor abgeschaufelt, und mit den Füßen fest getreten. Merkt man nach einigen Tagen, daß die unreifen Körner tüchtig, und scheint das Wetter beständig zu seyn; so drischt man den Reß nahe beim Haufen auf dem Felde aus, indem man nahe beim Haufen eine Tenne ausschaufelt, mit Gerstenspreuer bestreuet, sie überdrischt, und feste tritt. Diß thut man kurz vor dem Ausdreschen des Reßes. Thut mans bald, so bekommt diese Tenne Risse, und gehen viele Körner verlohren. Ist aber der Boden zu feucht, so schlägt man beim Ausdreschen viele Körner hinein; man kann also auf dem Feld alsdann nicht ausdreschen. 6) Den ausgedroschenen Reß bringt man ungepußt, ungesäubert auf einen lustigen Boden im Hause, da die Luft durchstreichen, aber die Sonne nicht hinscheinen kann. Der Boden solle keine Spalten und Löcher haben. Man breitet den Saamen darauf aus, daß er nur 2 Finger hoch höchstens auf einander liege, und wen-



det ihn täglich mit dem Rechen, wenigstens einmal. Wenn er trocken und dürr ist, so pukt man ihn erst, man siebt ihn, worfelt, schwingt ihn, oder läßt ihn durch die Puzmühle auf den Fruchtböden lauffen, und hebt ihn alsdann zum Gebrauche auf.

„ Dies ist das rechte Verfahren.  
 „ Man lasse sich doch nicht verleiten,  
 „ den abgeschnittenen Rebs 8 — 14  
 „ Tage auf dem Acker liegen zu lassen,  
 bis er beregnet sey. Die diß rathen,  
 haben jenes Erhizen in den Haufen auf  
 dem Acker unrecht verstanden, und läuten,  
 wie man sagt, gehört, ohne zu wissen,  
 in welchen Dorfe. Der Regen macht,  
 daß die hernach wieder trocknende  
 Schoten auffpringen, nützt aber nichts.  
 Das lange Liegen in Sammeltsen auf  
 dem Acker bey schönem Wetter kann  
 wohl die unreife weiche Körner hart  
 machen, aber ziehet den Verlust vieler  
 vorher reif gewordenen Körner nach sich.  
 Eben so wenig lasse man sich auch  
 bereden, den Winterrebs recht frühe,  
 z. E. sogar bald nach Jacobi zu säen.  
 Die Ursache steht oben. Es sind sehr  
 elende Schlüsse, in welchen manche  
 landwirthschaftliche Empirici verfallen:

1) Es bleibt viel Korn im Stroh,  
 wenn man den abgeschnittenen Rebs  
 sogleich drischt; also muß man ihn spät  
 dreschen, mithin auf dem Acker lange  
 in Sammeltsen liegen lassen.

2) Säet man den Rebs spät; so  
 kommen die Stöcklein zu schwach in den  
 Winter, und die Ernde fällt schlecht  
 aus. Also säe man ihn bald, also  
 gilt es unbestimmt. Je bald, man

ihn säet, auch so gar nach Jacobi,  
 desto besser ist es.

Schnittkohl, vor Winter wie  
 Winterrebs gesät und behandelt, gibt gute  
 Ernde von Körnern zum Del, und erfordert  
 keinen so guten Acker und Clima.

3) Nachahmungswürdiger Americanischer  
 Bau und Benutzung des Mayz (Welschkorns,  
 Türkens, Judianischen Korns).

Welschkorn verlangt lockeres Land,  
 eine leichte mit Sand vermischte oder  
 auch sandige Erde, z. E. leichte Sandfelder,  
 in welchen Bohnen und Erbsen nicht  
 gut fortkommen. Ueberhaupt ist leichter  
 Sandboden besser, als dicke thonigte  
 Felder. In mageren und dürrerem  
 Lande wird es früher zeitig, und im  
 sehr fetten später, in welchem es auch  
 mehr in Blätter und Stengel, aber weniger  
 in Aehren und Korn schieffet. Ist  
 der Boden mager, so legt man in jede  
 Stufe zu dem Korn ein wenig Mist.  
 Man legt 4 — 5 Körner in eine Stufe,  
 und bedeckt sie 1 — 3 queer Finger  
 hoch mit Erde. Die Stufen stehen 2 — 3  
 Schuhe von einander. Man steckt die  
 reiffste und vollkommenste Körner,  
 und weicht sie vorher vom Abend bis  
 an den Morgen in kaltes Wasser ein,  
 in welchem die Wurzel von weißer  
 Rieswurz (*Veratrum Linn. Hel-  
 leborus albus J. B.*) gekocht worden.  
 Diese Rieswurz wächst in Sümpfen  
 und feuchten Verttern. Das Wasser  
 davon schadet dem Welschkorn nichts,  
 macht aber, daß Vögel und Thiere, die  
 solchen Saamen fressen, taumeln, krank  
 werden, und andere abschrecken. Wenn  
 das Kraut des Welschkorns über  $\frac{1}{2}$  Schuh  
 hoch



hoch ist, fälg und häufelt man die Erde an die Stengel, daß die Haufen 2 Schuh breit, und 1 Schuh hoch werden. Diß Gewächs kann Dürre und Nässe ertragen. Man steckt es zu Ende des Aprils, wenn eben keine starke Nachfröste mehr zu besorgen sind. Wenn auch die grüne Saat davon 2 mal in einem Frühling ganz hinunter in die Erde verfrüert; so schlägt die Wurzel doch wieder aus, und gibt noch eine recht gute Ernde. Die Wurzelschößlinge, die erst kommen, wenn diß Gewächs fast seine völlige Länge hat, reißt man aus; so wird es bald der zeitig. Der Kolbe vertrocknet, und wird nicht reif, wenn man die Gipfel oder Blüthen abschneidet, ehe sie verwelken, und ehe die Körner anfangen hart zu werden. Die reife Kolben trocknet man etliche Tage unter freiem Himmel im Sonnenschein, und verwahrt sie alsdann so im Hause durch Aufhängen u. dgl. daß die Luft zwischen ihnen frey durchstreichen kann. In den Kolben bleiben die Körner viele Jahre gut. Die Wilden in America dörren sie im gelinden Rauch, und hängen sie unter das Dach, oder erhalten sie viele Jahre gut und unbeschädigt, indem sie an einem trocknen Ort in der Erden eine tiefe Grube graben, den Boden und die Seiten derselben mit einer trockenen Rinde bekleiden, unten am Boden und an den Seiten düre Gras auf die Rinde legen, auf diß Gras die Kolben legen, und endlich mit Rinden, hernach Gras, und zuletzt mit Erden oben zudecken. In Nordamerica verwahrt man die Kolben

in Kästen, welche 15 — 16 Schuh lang, unten 5 — 6 Schuh, oben 6 — 7 Schuh weit sind, und aus 3 — 4 Zoll dicken Stangen bestehen, welche an den Enden, wo sie zusammen stoßen, Kerben haben, und so weit voneinander stehen, daß die Kolben nicht durchfallen, und doch die Luft einen freyen Durchzug hat. Diese Kästen stehen in freyer Luft, mit einer Strohecke vor dem Regen verwahrt. Wo wenig Heu wächst, schneidet man nur um deswillen das Laub ab zum Futter für das Vieh. Man trocknet auch im Sommer diese abgeschnittene grüne Blätter in der Sonne, legt sie sodann auf einen Haufen, und hält sie auf. Pferde und Kühe fressen sie lieber als ander Heu. Gießt man warm Wasser auf diese düre Blätter, und läßt diß die Kühe fressen und sauffen, so vermehrt es die Milch sehr. Diese Blätter füttern auch die Pferde sehr gut, wenn man sie als Heckerling schneidet, und mit Kleyen oder Mehl von diesem Korn vermischt. Will man die Körner von den Kolben absondern; so bindet man queer über einen Zuber oder offenes Faß ein langes eckiges Eisen an seinen beeden Enden fest an, hält die Seite des Kolbens an die Ecke des Eisens, und schabt so die Körner ab, daß sie in den Zuber fallen. Man lernt den Handgriff bald, daß es schnell geht. Andere stoßen die Körner aus, indem sie die Kolben in große hölzerne Mörser legen, und gelind stoßen, da zugleich die Schalen von den Körnern losgehen. Man weicht erstlich die Körner oder die Kolben mit



mit den Körnern in Wasser ein, daß sie etwas aufgeweicht werden; alsdann thut man sie in einen großen hölzernen Mörser, welcher ein Stock von einem Baum ist, der aufrecht steht, und am obern Ende ausgehöhlt ist. Der hölzerne Stämpfel wird an eine Stange gebunden, die am Dache wie die Stange eines Drehstuhls befestigt ist, und mit ihrer Federkraft den Stämpfel hebet, und die Arbeit des Stosens sehr erleichtert. Mit diesem stoßt man das Korn gelinde, bis die Schalen sich absondern. Darnach schwingt man die Schale davon, da die Kerne zurück bleiben, welche vom gelinden Stosfen von einander gegangen, und ein grober Grüz, aber nicht zu Mehl, geworden. Man kann auch die Schale von den Körnern durch eine Lauge absondern, indem man sie in die gewöhnliche Aschenlauge einweicht, da die Schale von selbst abgeht. Die Körner wäscht man hernach etlichemal wohl in reinem Wasser, daß der Laugengeschmack vergeht. Auf diese Weise bekommt man die abgeschälte Körner ganz.

Man braucht diese Körner für Menschen und Thiere. Mischt man Weizen- oder Roggenmehl darunter, so schmeckt das Brod besser, z. E. zu 1 Theil dieses Mehls 2 Theile Getreidemehl. Man kocht erstlich einen Brei aus dem Mehl des Welschkorns, und, wenn er kühl ist, knetet man erst das Roggenmehl hinein. Diß Brod hält den Leib beständig offen. Man kocht auch Kürbisen, in die man das

Welschkornmehl knetet, und ein sehr schönes und süßes Brod. Man macht auch aus diesem Mehl, allein oder mit Milch einen guten Brei. Eine gute Suppe davon macht man, wenn man die Körner im Mörser von der Schale reinigt, und zu grober Grüze stoßt, sodann diese Grüze mit Wasser einige Zeit in der Pfanne kocht, alsdann erst Fleisch hinein thut, und alles zusammen kocht. Es schmeckt fast wie Erbsen, wie dann überhaupt diese Körner wie weiße Erbsen zu brauchen sind. Wird die Suppe zu dick, so gießt man süße Milch zu, und wärmt sie wieder auf. Man macht auch gut Bier und Brantenwein auf die gewöhnliche Weise aus dem Welschkorn, nur daß man es länger malzet, bis die Spizen des ausgeschlagenen meistens anfangen grün zu werden, und man beim Malzen das Korn oft und wo möglich einmal des Tages wäscht, weil es sonst unrein wird. Die Kraftspeise macht man daraus, indem man die ausgemachte Körner im heißen Sande oder der Asche, oder einem Backofen, nachdem das Brod heraus genommen ist, bratet. Die Wilden, die keine Oefen haben, machen eine Grube in Sand oder Asche, legen die Körner darein, thun Sand oder Asche darüber, machen das Feuer darauf, und braten sie also. Die gebratene Körner stoßt man, wie oben gemeldet, im hölzernen Mörser zu grober Grüze, thut sie heraus, und schwingt die Schale davon. Diese Grüze vermengt man mit Zucker, und nimmt diß mit sich auf die Reise in einembeutel



tel oder andern Gefäße. Hungert es den Wilden auf der Reise, so thut er  $\frac{1}{2}$  — 1 ganze Hand voll davon in ein Gefäß mit Wasser, und ist es so. Andere nehmen die Schale von den Körnern durch die Lauge weg, trocknen die Körner, und kochen sie auf der Reise mit ein wenig Fett. In America essen sie auch das Mehl der gedörrten Körner, auch die Körner selbst, mit etwas Wasser vermengt, ohne weiteres Kochen. Sie braten auch die noch grüne Kolben auf dem Roste, oder kochen sie mit Butter und Salz; und halten das für gute Speisen. Den süßen Saft der grünen Stengel brauchen die Wilden statt Zuckers; die dürre Stengel aber zu Zäunen, und Decken auf ihre Hütten. Mäset man mit Welschkorn, so giebt es verbes, weißes, fettes, schmachhaftes Fleisch. Grosem Federviehe giebt man die Körner ganz, dem kleinern etwas zerstoßen. Rindvieh, Schaaf, Schweine mäset man mit Kleien und Grütze davon. Hühner legen fleißig, und sie, und Tauben, Enten, Gänse fressens gern, und werden fett davon. Zu grober Grütze zerstoßene dürre Körner füttern ein Pferd besser als noch so viel Haber. Die Pferde fressen auch Blätter und Stengel. Das Innwendige des Kolben, wenn die Körner ausgemacht sind, ist ein gutes Ochsenfutter, auch die in der Erde nach der Ernde stehen gebliebene Stengel, so lange sie noch weich sind. Geschwulsten von Zahnschmerzen, Kälte u. s. w. werden zertheilt oder zum Aufbrechen zeitig, und der Schmerz gelindert, wenn man einen Landwirthsch. Kalender 1776.

Brey von Welschkornmehl und Milch kocht, und wenn er am Feuer steht, Unschlitt oder anderes Fett darein thut, und wohl umrührt, alsdann den Brey auf ein Tuch streicht, so heiß, als mans leiden kann, aufsetzt, und es liegen läßt, bis es kalt wird.

Vom Anbau will ich noch einiges beyfügen. 1) Welschkorn ist ein großes Gewächs, und erfordert viele Nahrung. Daher muß es, wenn man es um des Kornes willen baut, weit von einander stehen; es muß gehäufelt, und die Erde um die Stöcke herum tief vor dem Säen geackert oder gegraben seyn, und sonst wohl gefälget, und vom Unkraut rein gehalten werden, daß die Wurzeln sich durch den lockern Boden leicht ausbreiten, und neue Nahrung suchen und finden können; es muß aber auch Nahrung im Boden seyn, daher erfordert es unumgänglich guten Boden und Düngung zu einer guten Ernde. In Nordamerica düngen sie nur mit ein wenig Mist die Stufen, oder werfen, wo es viel Fische gibt, mit den Körnern zugleich 2 — 3 kleine Fische in die Stufe. Die Stufen sind 3 — 6 Schuh von einander, und in jeder Stufe 3 — 4 Körner. Stufen oder Böcher halten sie für besser, weil die Pflanze viel Feuchtigkeit braucht. Den Platz dazwischen hackt oder ackert man, wie etwa die Pflanzen wachsen, und zur Ausbreitung ihrer Wurzeln mehr lockere Erde brauchen. Beym Ausjäten des Unkrauts lockert man die Erde mit einer Hacke auf, und bringe sie



sie an die Pflanzen hin, und häufelt also. Die Morgen- und Abendzeit ist wegen des Thaues zu diesen Arbeiten die beste Zeit. 2) Das Abschneiden der Saamenbüschel muß ja zur rechten Zeit geschehen, nämlich wann die Körner des Kolbens groß genug sind, ungefähr in der Mitte des Augusts, NB. wann die Körner befruchtet, und der äussere Ueberzug des Kolbens aufgeschwollen und aufgesprungen scheint. Man schneide nicht alle zumal ab. Alle Körner werden befruchtet, wenn alle 20 Schuhe weit ein Büschel stehen bleibt. Schneidet man sie zu spät ab, so schadet den Kolben. Bald nach dem Abschneiden derselben streift man alles Laub, und die brandige und rufige Kolben ab, und füttert sie. Durch dieses Abstreifen werden die gute Kolben gröser, und die Körner vollkommener. 3) Gegen und in dem Anfange des May säet man an einem schönen Tage. Säet man früh zu Ende Aprils oder Anfang des May; so werden die Pflanzen noch vor der grossen Hitze stark, wachsen munterer in die Höhe, Kolben verbrennen nicht, und werden nicht leicht unfruchtbar, wie bey der späten Saat; die Stengel werden länger, Kolben länger, und tragen bessere Körner. Die Erndezeit ist zu Ende des Septembers u. s. w. Man breitet die Kolben zu Hause auf einem ebenen Boden aus, macht die Körner aus, trocknet sie recht in der Sonne, legt sie auf einen trocknen Boden, stürzt oder wendet sie we-

nigstens alle 3 Monat, sonst werden sie schimmlicht oder wurmicht. Die Körner halten sich etliche Jahre, und bleiben zum Säen gut. Das Ausdreschen der Kolben, und das obenbeschriebene Reiben an den eckigten Eifen verderbt viele Körner. Mit der Hand macht man sie besser aus. 4) Welschkorn mergelt sehr aus. Man stürze das Feld gleich nach der Ernde zur folgenden Saat, und dünge es wieder, säe aber nicht gleich Weizen hinein, welcher nach dem Welschkorn nicht so gut thut. 5) Will man ganze Aecker mit dem Pflug anbauen; so ackert man sie vor dem Winter in hohen Beeten, und macht sie erst im Frühling mit der Egge recht klar. Im Merz pflügt man zweymal, und zu Ende des Aprils wieder, da man den Acker gleich macht, glatt egget, und alle Schollen zerschlägt. Hierauf säet man an einem schönen Tage. Man säet in Furchen, die 4 Schuh weit von einander sind. Zwischen jedem Saamkorn in der Furche solle 9 bis 18 Zoll Platz seyn. Man macht in der Furche auch Löcher mit einem Stecken 1 — 1½ Schuh weit von einander, und thut 2 Körner in ein Loch. Gehen beide Körner auf, so reißt man die schwächste Pflanze aus. Wo nichts aufgeht, steckt man aufs neue. Sind die Pflanzen 3—4 Zoll hoch, so verdünnt man sie mit einer Hacke, wo sie zu dick stehen. Wider das Unkraut ackert man leicht zwischen den Reihen. Sind die Stengel höher; so ackert man tiefer und legt



legt die Erde auf beiden Seiten an die Pflanzen hin. Das dritte mal ackert man, wenn das Unkraut aufs neue wächst, und, wenn naß Wetter ist, ackert man das 4temal mit dem Hackpflug. Wer mit der Handarbeit es versehen will, läßt die Furchen nur  $1 \frac{1}{2}$  Schuh weit von einander abstehen. In der Mitte des Junius hackt man mit der Hand die Erde um die Pflanzen auf, die nach und nach zu denen in der Tiefe in den Furchen stehenden Wurzeln als frische Erde hinabfällt, daß sie fest stehen. Gegen Ende des Julii hackt man die Erde das letztemal nur oben hin, und häuft die Erde an die Wurzeln hin. 6) In America stellen einige Bohnen zu dem Welschkorn, und zwischen die Haufen um die Stöcke Rüben und Erdbirnen. Rüben, also auch Burgunderrüben, taugen wohl darzwischen, weil man von ihnen die Erde wegsälgen muß, also sie zu dem Welschkorn hinhäufeln kann. 7) Man säet auch Welschkorn, bloß zum Futter für Rindvieh, sehr dick, und eggt oder rechet es ein, nachdem das Feld zuvor 2mal gepflügt und wohlgedüngt worden. Man bekommt keine Körner, und mergelt das Feld dardurch sehr aus.

4) Zausbau. Wer den Hanf baut, in der Absicht nicht so wohl viel Saamen als gutes Tuch zu machen, der muß sehen, daß er viel Femelhanf (Hanf mit der männlichen sogenannten tauben Blüthe) bekommt. Die

sen bekommt er, wenn er lauter oder doch meistens Femelsaamen säet. Femelsaamen sind unter dem Hanfsaamen die kleinere, weißlichte, länglicht runde, und nicht so dicke Körner, hingegen die bräunere, rundergewölbte, größere, dickere, vollkommnere Körner geben den saamtragenden Hanf. Doch sind unter jenen kleinern, weißern, länglichtern auch einige, die saamtragenden Hanf geben, und so beschaffen sind, weil sie nicht ihre vollkommene Reifung erreicht haben. Durch ein Sieb, durchs Worfeln und Schwirgen lassen sich die erste Gattung Körner leicht von den saamtragenden Körnern abscheiden. Säet man nun diese erste Art Körner allein auf ein besonderes Stück, so wird man sehr viel Femel haben. Eben diese Scheidung der Körner ist auch sehr bequem, in Absicht auf das Femeln, wenn man die eine Hälfte des Hanflandes mit Femelsaamen, die andere mit Saamen des Saamträgers besäet. Ich wünsche sehr, daß man zu einem größern Ertrage des so nützlichen Hanfbaues folgende 3 Regeln, deren Richtigkeit öfters wiederholte eigene und fremde Erfahrungen mich gelehrt haben, beobachte. 1) Man lasse sich alle Jahre frischen Saamen aus der Gegend des Rheins kommen, in welcher man sehr langen Hanf ziehet, weil er, wenn er einmal bey uns gesäet worden, keinen so guten Saamen mehr giebt. 2) Man säe den Saamen, es mag seyn, welcher es will, vom Unkrautsaamen wohl gereinigt,



nigt, etwas dicke in der Hälfte des Aprils, längstens zu Ende desselben, oder zu Anfang des Mayen. Sät man später, so kommt der Hanf mit seinem Wachsthum in die starke Hitze, welche die Stengel verhärtet, daß sie sich nicht in die Länge ausdehnen, und hoch werden können. Es ist daher eine schädliche Gewohnheit, den Hanf erst in der Pfingstwoche zu säen, welche 4 Wochen oft früher, oft später einfällt. Bloß in einem feuchten Frühling und Vorsummer kann es unschädlich seyn. Ich weiß wohl, daß unsere Landleute die späte Saat anfänglich aus der Ursache erwählen, weil alsdenn das Ausziehen des Femeis und Saamtragers in solche Zeiten fällt, worin Heu- und Getraid: Ernden nicht zu jener Arbeit kommen: allein ihre Kleidung ist doch auch ein wichtiges Stück ihres Unterhalts, und keineswegs zu vernachlässigen. Die Frühlingkälte, die man in Ober- und Niedersachsen bey der frühen Hanf- und Flachssaat im April nicht fürchtet, darf man in unserer gelindern Gegend noch weniger scheuen. 3) Man suche dem Hanf sonst auch die Feuchtigkeit zu seinem Wachsthum zu erhalten, zu geben und das Land recht zuzubereiten. Das Land muß gut und vorher wohl gedüngt seyn. Man pflüge das Feld im Herbst wohl um, und bestreiche es fein gleich mit der Egge. Umgraben vor dem Winter, und gleich eggen ist noch besser. Die Winterfroft macht die Erde mild, und

Regen und Schnee geben ihm Feuchtigkeit. diese Feuchtigkeit (Winterkraft) behalte man dem Boden bey, so, daß man ihn im Frühling nimmer ackert und umgräbt, sondern im April den Saamen darauf säet, darnach mit Karsten unterziehet, und endlich das Land mit der leichten Egge bestreuet. Hat man Gelegenheit darzu, so wässere man das Hanfland während dem Wachsthum des Hanfs mäßig. Ackert oder gräbt man das Land im Frühling um; so lasse man nicht vor dem Säen durch Sonne und scharfe Luft die Winterfeuchte rauben, sondern, sobald als nur einige Furchen gepflüget, oder nur einige Schritte gegraben worden, säe man unverzüglich den Saamen oben hin, und füßle ihn ein, d. i. trete ihn alsbald Fuß für Fuß sehr leicht, um nicht die Körner zu verletzen, ein, und egge hernach mit der leichten Egge. Es kann auch das Füßeln unterlassen werden. Entsteht auf dem Boden oben eine Rinde, und der Hanf geht nicht auf, so fahre man mit der Egge, gegen die Abendzeit, darüber. Das Beschütten vor oder gleich nach dem Säen, oder auch nach dem Aufkeimen, mit der künstlichen Gülle (s. öf. Kal. 1774.) ist sehr gut.

## II) Wiesenbau.

1) Die künstliche Wiesen vermehren sich noch nicht so, wie es bey dem heutigen Zustande der Landwirtschaft in unsern Gegenden seyn könnte und sollte



folte. Die Futterkräuter der Neuern theilt Hr. von Zaller in drey Classen ein. I. Die erste begreift die Gräser: sie geben ein angenehmes gesundes Futter, lassen sich leicht zu Heu machen, aber man kann sie selten jährlich über 2mal abmähen, und sie liefern auch nicht so viel Futter am Gewichte, als die von der 2ten Classe. 1) Timothygras wächst auch bey uns wild in feuchten Wiesen. Das hochwachsende Kolbengras, das oft 6 Schuh hoch wächst, verdient den Anbau, wegen der Größe seines Wuchses, und Blätter, des leichten Anbaues, Dauerhaftigkeit, angenehmen Geschmacks, und weil es nicht nur in feuchten, sondern auch in moosichten Wiesen, die sonst das schlechteste Gras treiben, willig fortkommt. 2) Fromental, das französische Raygras dauert 10 ganze Jahre fort, läßt sich 3mal mähen, und 1 französischer Morgen liefert 18000  $\mathcal{L}$  vorzügliches Heu. Man muß aber kein Vieh darauf lassen. Es wächst auch bey uns wild. 3) Ich wünschte, daß man auch Versuche machte mit der Grasart, wovon man in dem italiänischen Reis die Saamen an den dem Hirsen ähnlichen gelblichten, kleinen glänzenden Körnlein findet, die man vor dem Kochen des Reises auszulesen pflegt. Sie geben ein Gras mit sehr vielen langen und breiten Blättern, das sich ungemein bestockt, und vermuthlich feuchte Plätze liebet. II. Die 2te Classe sind die Pflanzen mit Erbsenblüthen, die

Hülsenfrüchten: sie sind dem Viehe sehr angenehm, geben mehr Futter als die Gräser, nähren gut, haben aber zu viel Luft, blähen, in großer Menge genossen, verlihren im Dörren ihre Blätter, und sind auch schwerlich ohne Abgang in den Scheuren aufzubehalten. 1) Schneckenklee (Luzerne, blauer, ewiger Klee) erfordert einen sehr guten Boden, wird im sandigen, wosern er nicht gewässert wird, leicht von der Sonne ausgetrocknet, wird im Herbst oder Frühling gesäet, liefert 3—4 Ernden, ein häufiges, aber blähen des Futter, dauert bis 10 Jahre, kann schwerlich gedörrt werden, bindet aber durch seine verflochtene Wurzeln so den Boden, daß er sich fast weder durch den Pflug noch die Hacke umwenden läßt. 2) Der rothe (dreyblättrige) Klee wächst von selbst auf feuchten Wiesen, seine Wurzel geht im dritten Jahr zu Grunde, wenn schon keine Flachsseide damit vermengt ist, die sonst freylich der Klee sehr drückt. Er gibt ein häufiges und nahrhaftes Futter für Kühe und Pferde, bläht sie aber sehr auf, wenn sie zuviel davon fressen. 3) Ein Klee, Faronche genannt, dauert nur 1 Jahr, wird um Michaelis gesäet, die junge Pflanze dauert den Winter aus, wächst im Frühling schnell, kann am Ende des Aprils gemäht werden. Gemeinlich besäet man die Brache damit, streut nämlich den Saamen blos auf die Erde, und jätet das aufkeimende. Den Saamen



sammeln Weibsteute, sie beißen ihn ab, und nachdem der Saamen w. g ist, fressen die Ochsen das Kraut. Man säet nach der Faronche auf den Acker, wie auf einen andern Brachacker, Wintergetreide, weil sie die Fruchtbarkeit der Erde nicht mindert. Alle Arten von Vieh lieben sie, grün füttert sie die Pferde so gut als Haber, nur trinken sie sehr wenig, so lange man sie damit füttert. 4) Der weiße Klee ist eine vortrefliche Pflanze für trockne Wiesen. 5) Esparcette (Esper) wächst auch auf den härtesten und ganz nackten Felsen, und ist, nach Herrn von Zallers Ausspruch, unter allen Futterkräutern das älteste und vorzüglichste, weil sie a) jede Art Boden verträgt, den grandichten und steinigten, die feuchte und wässerichte Aecker, feuchte Gräben, einen äußerst nassen und mit häufigen Quellen angefüllten Platz, den man etliche Schuh hoch mit Grand ausbessert, auch wenn Thon (Letten) darunter liegt. Sie erfordert b) auch keinen so guten Boden als Luzerne, und verträgt die heißen Sommer weit besser, ist minder zart, dauert länger, ihr Saamen reift auch bald. c) Giebt sie etwas weniger an Heu, so ersetzt diesen Fehler der leichte Anbau und ihre Dauerhaftigkeit. Zu Heu läßt sie sich nicht leicht machen; durch allzustarkes Dörren verliert sie ihre Blätter, man muß sie auch nie in die Scheure führen, ohne sie mit Stroh oder Salz zu vermischen. Herr von Haller säete sie im Herbst mit Gerste

aus. Die Gerste gab 3 Ernden, 2 an grünem Futter, eine am Korn, und das 2te Jahr konnte er die Esparcette abmähen lassen. Man muß sie sorgfältig vom Unkraut reinigen, dicht säen, und wieder ergänzen, damit keine leere Plätze entstehen. Zur Fütterung muß man sie abmähen, die weil sie blühet. Sie bedarf keiner Düngung. (Doch befördert die Düngung ihren Wuchs. Einer unserer erfahrenen Landwirthe, Herr Stabs-Amtmann Nieg zu Derdingen, ließ einen darzu umgebrochenen Acker mit Dung überführen, hierauf den Pflug so tief stellen, als möglich war, und diesen Dung tief hinunter mit 4 Stück Vieh bringen, und sodann erst den Acker besäen. Die Wurzeln der Esparcette erreichten den Dung bald, und diese hatte einen außerordentlichen Wuchs, und gab bewundernswürdige Ernden.) 6) Sulla (*hedysarum clypeatum flore suauiter rubente*) wird in unsern Blumengärten gepflanzt, und wächst bis 3 Schuh hoch, in Calabrien noch höher, wo man sie nach der Ernde unter die Stoppeln aussäet, und darauf die Stoppeln anzündet. Im Wintermonat bricht der Saamen hervor, und den folgenden Frühling steht eine Wiese von 5 Schuh hohen Pflanzen da. Im Brachmonat mäht man sie ab, und besäet den Acker mit Weizen. Nach der Ernde zündet man die Stoppeln wieder an, und dann keimt die Sulla wieder von sich selbst hervor. So liefert der Acker 40 Jahre hinter einander ohne Aufhören wech-

fels:



felstweise eine Ernde von Weizen und eine von Sulla. Keinen größern Ertrag kann kein Acker geben. Die Sulla erfordert einen freidichten und zähen Boden. So groß kann der Erfolg in unsern nicht so warmen Ländern nicht seyn; (doch verdient die Sulla einen Versuch, besonders in den Gegenden unsers Unterlands, im Elßaß, Pfalz u. dgl. den Saamen bekommen wir von unsern Gärtnern, den wir leicht so weit vermehren, daß wir nach der Kornernde sie sogleich wie die Stoppelrüben säen u. s. w. alsdann sie zu Ende May im folgenden Frühling abmähen, Gerstensäen, nach der Gerstenernde wieder frischen Saamen säen, weil die Wurzel unsere Winter nicht vertragen möchte, und es so fortsetzen). 7) Die Wicken werden zur Fütterung bey uns schon längst gesäet. 8) Robinia pseudoacacia, Schottendorn, ein Baum, dessen Holz sehr nützlich ist, und dessen Blätter ein Viehfutter sind. Allein Esche und andere geschwind wachsende Bäume füttern viel leichter mit ihrem Laub. III. Die dritte Classe enthält andere Pflanzen z. E. 1) Alfine, spergula, Vogelkraut, Hünerdärm, hat zwar schmale Blätter, und wächst niedrig, giebt also wenig Heu, aber frisch gefüttert ist es dem Vieh angenehm, und wird in Flandern häufig gebaut, weil es sich blos mit sandigem Boden vergnügt. (Herr Probst Lüders im Tr. von der Artbarmachung des Landes rühmt, daß diß Kraut am schnellen Wachstum dem rothen Klee nichts nachgebe, der Acker 3mal in einem Sommer nach wiederholtem Pflü-

gen und Beeggen, ohne Einstreuung eines neuen Saamens, seine dicke Früchte, und die Milch der Kühe sehr vermehret; da eine 24 Stunden damit allein gefütterte Kuh sogleich eine Kanne Milch mehr als vorhin gegeben.) 2) Burnet, Bibernell, aber diejenige, die Linnæus Poterium inerme caulibus angulosis, Tabernaem. Sanguiforba minor nennet, wird in Engelland allein, oder mit Haber und weißem Klee gesäet, dient vorzüglich zum Waidgang, auch den gelinden Winter durch für die Schaafe, indem ihre Blätter grün bleiben. Man solle sie 2mal mähen können, sie giebt auch Heu, das den Pferden nicht unangenehm ist, wenn sie einmal daran gewöhnt sind. Sie ist den Milchkühen am zuträglichsten. Sie wächst häufig an Hügeln und auf trocknen abhängigen Wiesen. Man kennt sie zur Zeit der Blüthe an ihren zahlreichen Staubfäden und an ihren 2 Staubwegen, auffer der Blüthe aber an ihrem niedrigen und weniger aufgerichteten Stengel, und tiefer eingeschnittenen Blättern. Es giebt noch folgende Kräuter, die im Winter grün bleiben, z. E. Maslieben, einblüthige Schlüsselblumen, Scorzoneren, Bachbungen, Brunnkreße ic. 3) Sehr angenehme Futter sind auch Waid und Krapp, die auch aus andren Absichten gebaut werden. 4) Zu Versuchen empfiehlt Herr von Zaller die Muttern, und den Löwenfuß. Jene ist auf den Alpen wegen der häufigen Milch, die sie verschafft, berühmt, dieser eben deswegen, und weil er wegen seiner breiten Blät-



Blätter einen reichen Ueberfluß an Heu verspricht. Dieses, was nicht in ( ) eingeschlossen ist, haben die Leser der vortreflichen Abhandlung des Hrn. von Hallers von den Futterkräutern der Neuern zu danken.

2) Daniel Gagenstein hat eine Zeu-  
Egge erfunden, mit welcher in Hol-  
land Versuche sind gemacht worden.  
Mit ihr verrichtet man an dem abge-  
mähten Grase, was sonst viele Men-  
schenhände mit dem Rechen thun müs-  
sen. Man rühmt daher von ihr zwey-  
erley Vortheile. 1) Man kann durch  
Hülfe dieser Egge mehrere Arbeiter er-  
spahren, also sein Heu dörren, wenn  
man schon Mangel an Arbeitern hat.  
2) Man kann durch sie bey widriger  
nasser Witterung ein gutes kräftiges Heu  
machen. Der Gebrauch ist dieser: Nach  
dem Abmähen, und nach einem jeden  
Regen, der darauf fällt, fährt man  
mit der Egge durch das Gras, damit  
es lüftig zu liegen kommt. So trocknet  
es desto leichter, kann auch nicht ver-  
derben, noch so unkräftig werden, als  
es sonst bey dem Regenwetter wird. Meh-  
rere anzustellende Versuche werden den  
Werth dieser Erfindung ins Licht setzen.

III. Weinbau. 1) Die Frühlings-  
fröste haben heuer an mehreren Orten  
den Weinbergen geschadet. Man weiß,  
daß ein in der Nähe am rechten Ort  
und zur rechten Zeit angemachtes Feuer  
den Schaden verhütet, und daß auch,  
wenn gegen Morgen, da es in selbi-  
ger Nacht meistens am kältesten ist, ein  
Wind kommt, der den Thau abschüt-

telt, kein Reif entsteht. Feuer erzeu-  
gen einen solchen Wind. Allein es  
wäre allzukostbar, den ganzen Frühling  
hindurch, bis man vor Nachtfrosten  
sicher ist, alle Nacht Feuer zu halten;  
und unterliesse man es eine Nacht, so  
könnte es gerade eine mit Nachtfrosten  
seyn. Daher gehört zu diesem Vor-  
schlage, daß man vorher weiß, welche  
Nacht schädlich werden kann. Und diß  
kann man zuverlässig wissen. Man le-  
ge einen Reaumurischen Thermometer  
Nachts um 9 Uhr in die freye Luft  
hinaus, und sehe um 11 — 12 Uhr  
nach, wo alsdann das Quecksilber steht.  
Steht es nur 2 — 3 Grade über der  
Null, als dem Frierpunct, so wird es  
gegen Tag besonders wenn der Himmel  
hell ist, noch kälter werden, und herab-  
fallen auf die Null, mithin alsdann der  
Thau gefrieren und ein Reif entstehen.  
Steht es aber Nachts um 11 Uhr 5  
und mehr Grade über Null; so ist ge-  
gen Tag nichts zu besorgen. Weiß man  
nun auf obige Art der Thermometer eine  
Gefahr auf Morgen früh; so kann man  
leicht noch vorbeugen. Diejenigen, die  
ihre Weinberge in einer Gegend haben,  
schaffen einen Vorrath von wohlfeilen  
brennlichen Materialien an, und dort-  
hin verschiedene Häufen derselben, wo  
sie ausserhalb der Weinberge anzuzünden  
sind. Findet man am Thermometer,  
daß der Morgen gefährlich ist, so wa-  
chen nach Mitternacht etwa von 1 — 2  
Uhr an etliche Männer, bey jenen Holz-  
oder Reifschhäufen, und haben den Ther-  
mometer bey sich. Merken sie, daß er  
weiter hinab fallen will, und etwa nur  
noch



noch 1 —  $1\frac{1}{2}$  Grad über Null stehet, so zünden sie die Häufen an. Eben so lassen sich auch Obstgärten durch Feuren bewahren. In Küchengärten kan man Nachts um 11 Uhr noch die zarte Gewächse zudecke.

2) Die bey uns gebräuchliche Art, Rebhölzer zu schneiden und einzulegen, ist von alten Zeiten her folgende, wie sie schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, als damall üblich im Ramsthal, Johannes Walch von Schoendorf beschrieben hat. Wenn man im Zornung die Reben schneidet, hält man die Schnittlinge auf, pußt sie, und gibt ihnen die Länge vom Ende des Mittelfingers bis zum Ellenbogen, schlägt sie alsbald in den Boden ein, doch daß die Spizen heraus gehen, daß sie grün bleiben. Kommt der May herbey, nimmt man sie wieder heraus, schneidet sie am untersten oder dicksten Theil mit einer scharfen Hapen oder Messer ganz eben und glatt. Diß nennt man den Kopf des Schnittlings. Je hundert oder 200 bindet man in ein Büschel, so daß alle Köpfe neben einander stehen, und stoßt die Büschel auf einen ebenen Platz, damit alle Köpfe, die jetzt zu unterst sind, neben einander sein eben stehen, und dieser unterste Theil der Büschel glatt sey, kein Kopf vor dem andern hervor rage. Nun macht man an einem sonnenreichen Rain, daß das Wasser ablauffen kann, eine runde Grube und legt die Büschel darein, aber so, daß die Köpfe alle über sich gen Himmel gerichtet werden, und die Spizen (die dünnere Enden der Schnittlinge) unten in der Grube seyn. Alle Büschel müssen also ordentlich, hart, und dicht aneinander in der Grube gestellt werden. Keine Erde solle darzwischen seyn. Mit Landwirthsch. Kalender 1776.

dem dicksten Theil oder den Köpfen müssen alle Büschel oben einander gleich liegen, keine Büschel vor der andern hervorrage. Doch müssen alle Köpfe in den Büscheln 1 — 2 Zoll, oder 1 — 2 Quersfinger über die Wände der Gruben hinaus gehen. Alsdann füllt man das leergebliebene in der Grube wieder mit Erde aus, damit die umgekehrte Schnittlinge im Boden stecken, und die Köpfe, daran die Wurzeln sich ansetzen sollen, über sich stehen, und außer der Grube sind. Diese Köpfe bedeckt man hernach also: Man bedeckt den ganzen Platz und alle hervorstehende bloße Köpfe mit Moos ungefähr 2 Quersfinger hoch, und breitet das Moos fein gleich aus. Ueber das Moos schlägt man ungefähr 3 Finger hoch Erden. Nach Beschaffenheit der Witterung fangen diese umgekehrte, (oder wie man sonst sagt, gestürzte) Schnittlinge alle in 4 — 7 Wochen an oben auf dem Schnitt unterm Moos zu überwallen, und ein Fleisch zu kriegen. Darum solle man, wenn es an der 5ten Woche ist, oben ein Gräblein aufbrechen, um zu sehen, ob es Zeit sey, auszunehmen oder nicht. Denn wenn die Schnittlinge mehrentheils am Schnitt zugewallt, nimmt man die Büschel heraus, macht sie auf, und setzt diese gestürzte Reben alsbald und unverzüglich ins Rebland ein. Das Rebland solle ein Neubruß oder sonst ein guter Boden seyn, der zuvor gehörig umgearbeitet ist. Man macht darinn der Länge des Platzes nach Gräblein, die wenigstens 2 Schuh von einander abstehen. Diese Gräblein müssen läg oder schräg seyn so daß ihre schiefe Fläche die mittlere Lage zwischen einer aufrechten und liegenden

G

Linie



Linie hat. ( Diese schiefe Fläche muß mit der Horizontal-Fläche einen halben rechten, das ist einen Winkel von 45 Graden, machen ). Auf diese schiefe Fläche legt man die gestürzte Rebe so hin, daß der zugewallte Kopf, wo Wurzeln hervorkommen sollen, unter sich, die Spitze aber über sich gekehrt wird. Die Breite und Tiefe des Gräbleins ergibt sich aus dem folgenden. Der zugewallte Kopf muß nicht tiefer als einen halben Schuh, von der Oberfläche des Bodens an zu rechnen, in dem Boden stecken. Die Rebe selbst wird nur ungefehr 1 Schuh lang herauf mit Erde bedeckt, und alle Augen desselben, bis ans oberste Aug, bleiben unter der Erde. Das oberste Aug allein ragt aus dem Boden hervor, doch ist's gut, es nur ein klein wenig vor der Sonnenhize mit leichter Erde zu bedecken. Man setzt auf diese Weise, je drey und drey solcher Reben im Gräblein nebeneinander, daß je eine von der andern 1 Schuh weit abstehe. Man legt diese 3 also, daß unten der überwallte Schnitt der ersten und 3ten Rebe von dem überwallten Schnitte der 2ten, als der mittlern, etwas hinausgerückt werde, hingegen oben die 3 hervorragenden Spitzen näher zusammen gerückt werden, und dort gleichsam eine Spitze mit einander machen. So legt man Zeilen- oder Reihenweise alle Reben ins Rebland ein. Also läßt man sie stehen und liegen 2 ganzer Jahre. Wann aber das erste Jahr, wann man sie ins Rebland gesetzt, herum ist, und man andere Weinberge hacht im Frühling; so hacht man auch das Rebland, um den Boden aufzulockern und das Unkraut auszurotten. Zu gleicher Zeit räumt man auch diesen Würz-

lingen, wie man sie jetzt nennt, d. i. bey diesem Hacken nimmt man ihnen alle Würzelein und Schößlein, die am Schenkel oder der eingelegten Rebe unter der Erde sind, bis auf die, so sich zu allerunterst angefüßt haben, hinweg: aber man gibt sorgfältig acht, daß ja die zarten untersten Würzelein nicht bewegt, vielweniger losgerissen werden. Das ist unumgänglich nöthig. So bekommen sie die aller schönsten Wurzeln ganz unten; geben in den Weinbergen dauerhaftere Stöcke, sind auch geschlachter und stärker im Triebe, als, wenn man entweder die Reben ungestürzt, nur so, wie sie vom Stock abgeschnitten worden, sogleich ins Rebland oder gar so rohe in den Weinberg selbst einsetzt. Wenn sie 2 Sommer im Reblande stehen, also zweymal Laub darinnen getrieben haben, nennt man diese Würzlinge (Wurzelsstöcke) Zweyläuber; sind sie aber 3 Sommer im Reblande gewesen, so heißen sie Dreyläuber.

Die letzteren hält man für die besten, um einen neuen Weinberg damit auszufüllen (zu bestocken, zu besaamen) oder einen alten Weinberg damit auszubessern, das ist, sie in die leere Stellen zu setzen, in welchen ein Stock fehlt. Man nimmt sie aus dem Reblande, pukt sie von den überflüssigen Wurzeln, reinigt sie zum Versetzen von allen Wurzeln, die nicht unten stehen, und setzt sie auf die Weise, und in der Tiefe ein, wie sie nach der obigen Anweisung ins Rebland gleich anfangs gesetzt worden. Gedachter Walch sagt endlich auch noch, wenn man ein neu Gerecht, einen neuen Weinberg anlege an einem Berge, der bisher ein Laubwald oder Buschwerf gewesen, und einen  
guten



guten Boden habe, so solle man ihn mit den obigen Würzlingen aussetzen; der Trieb werde so stark seyn, daß man einem solchen Stocke beyhm Beschneiden im Frühling noch so viel als einem andern Stock anderwärts, Ruthen, z. E. 8 — 10 Ruthen lassen müsse, da man sonst nur 3 — 4 lasse. Das solle man in einem Neubruch etliche Jahre nach einander thun, sonst könne sich der allzstarke Trieb des Neubruchs nicht in die Ruthen genug ausbreiten, bleibe zu stark, und stoße zur Zeit des Blühens die meiste Trauben hinweg. Bis hierher Walch.

IV. Gartenbau, und zwar der Baumgärten.

1) Vermehrungsart der Apffelbäume, die in Rußland gebräuchlich ist. Man hauet dem alten Baum auf der einen Seite die Aeste der Wurzeln ab, und biegt sodann den Baum auf die Seite, wo die Wurzeln geblieben sind. Dasselbst gräbt man eine lange Grube, legt darein den Baum mit seinen Zweigen und beschützet ihn mit gedüngter Erde. Der auf diese Art begrabene Apffelbaum treibt neue Schößlinge, welche, so bald sie zu einiger Stärke gelangen, verpflanzt werden. So erzeugt man aus einem einigen Apffelbaum oft dreyszig, welche viel eher Früchte tragen, als die aus dem Saamen erwachsenen.

2) Hrn. Schwachbeims Abh. von der Baumzucht hat folgende Anweisung, Bäume zu beschneiden, alte wieder jung zu machen, und alle Bäume wohl zu besorgen. Man schneide am jungen Baume die Schoße, die er treibet, so, daß man 3 Augen stehen läßt, und das Schoß über dem dritten Auge

wegschneidet. Hat er nicht mehr als 3 Augen, so läßt man ihn unbeschritten stehen. Der Schnitt geschieht von unten hinauf mit einem sehr scharfen Messer, doch nicht gerade ab, sondern seitwärts, und man giebt acht, daß der Bast durch den Schnitt nicht mit abgeldset werde. So beschneidet man den Gipfel aller Schoße, und fährt alle Jahre so fort. Der Baum bekommt und behält so die Gestalt einer Krone, und trägt mehrere, schönere und wohlschmeckendere Früchte, als wenn man den Schossen freyes Wachstum läßt, welches den Baum ungestalt macht, und seinen frühzeitigen Untergang befördert. Die beste Zeit zum Beschneiden ist, ehe die Bäume Knospen gewinnen, etwa im Februar und Anfang des Merzen. Spalierbäume von Zwerchobst beschneide man in ihrer zarten Jugend fleißig und scharf, lasse an keinem Schoße mehr als 3 Augen stehen, und sehe darauf, daß sie die Gestalt einer mit 5 Fingern ausgedehnten Hand gewinnen, daher man den Stamm vornen und hinten nicht hervorwachsen läßt, die Nebenschoße und Zweige auf beeden Seiten so in der Zucht hält, daß der Raum zwischen den Zweigen nicht bloß und nackend bleibt, sondern beyhm Ausschlagen alles mit Laub bedeckt wird, und also das Holz vom Stamm und Zweigen nicht in die Augen fällt. Man kann die Schoße, die Frucht tragen wollen, von denen, die nur ins Holz treiben wollen, leicht unterscheiden. Diese beschneide man scharf, jene aber verschone man; habe beyhm Beschneiden die Figur der ausgedehnten Hand immer vor Augen, und sehe darauf, daß alle Spalierbäume aneinander eine grüne Wand ausmachen,



ohne darinn Holz von Stamm und Zweigen zu sehen. Diß ist das ganze Geheimnis ohne alle Kunstworte.

Läßt man die Schosse des Baums wild hinwachsen; so verbreitet er seine Zweige sehr weit vom Stamme hinaus. Inwendig sieht man keine Blüthe, Frucht und Laub, sondern nur aussen. Jenes Beschneiden von seiner Jugend an macht also, daß er weniger Platz einnimmt, und mehr Früchten trägt. Aber der unbeschrittene Baum fängt endlich an der äußersten Spitze seiner längsten Zweige dürr zu werden, weil der Stamm den Saft nicht mehr dahin treiben kann. Hingegen schlagen nahe am Stamme die sogenannte Wasserschosse aus, welche die schönste Früchten tragen, aber den baldigen Untergang des Baums verkünden, wenn man ihm nicht schnell hilft. Das Abhauen der Wasserreiser verhindert das nicht; sondern man muß 1) ohne Barmherzigkeit den Baum Köpffen, wie einen Weidenbaum. Er hätte zwar vielleicht noch 1 — 2 Jahre Früchte getragen, die man hierdurch verliehet; aber nach diesen 1 — 2 Jahren hat man, ohne diß Köpffen, gar kein Obst mehr zu erwarten. Denn wenn die Spitzen der Zweige dürr sind, so sterben sie rückwärts immer weiter ab, und endlich erstirbt der ganze Baum, und zwar immer von oben herab oder von aussen herein gegen den Stamm, nicht aber von unten herauf, es wären denn die ganzen Wurzeln beschädigt. Köpft man nun den Baum; so schlägt er wieder aus, und treibt im ersten Jahre so starke Zweige, die gleich im 2ten

2ten Jahre die schönste Früchte tragen, wenn man sie so beschneidet, wie oben ist gelehrt worden. Man läßt die Wasserreiser stehen, wenn sie nicht zu weit vom Stamme entfernt sind, und den neuen Gipfel nicht verunstalten. Hat aber der Zweig, worauf ein solches Reis stehet, schon einen schwarzen Kern, welches man siehet, wenn man ihn abhauet oder absäget; ist das Holz unter dem Reise schon von der Dürre des Zweigs angesteckt; so hauen man das Wasserreis nur ganz mit ab. Die Hau- oder Sägenschnitte müssen mit einem scharfen Messer oder Meißel nachgeschritten, und der Schnitt mit Baumsalbe und einem leinenen Lappen verbunden werden. Säge und Handbeil taugen zum Auspuken der Bäume nicht so wohl, als ein scharfer Meißel, mit dem man die Zweige viel sicherer und geschwinder abstößt. 2) Man muß aber auch noch die schädliche rauhe alte Rinde, welche der Rinde einer alten Eiche gleicht, wegnehmen, damit der Baum wieder gehörig ausdünsten kann. Wenn es stark gethauet, oder geregnet hat, so schröpft man mit einer scharfen Hacke diese Rinde von oben herab weg, „ und hält damit so lange an, bis „ die nächste grüne Haut zum Vorschein kommt, welche unverlezt stehen bleiben muß. So macht man von oben herab fort, bis man hinunter zur Wurzel kommt. So dann überzieht man den ganzen Baum, so weit „ die Rinde abgenommen ist, mit „ Baumsalbe, welche aus Kühlfladen, „ überhaupt aus Roth des Hornviehes, und



und Leimen besteht, auch im Noth: falle nur frische Erde und Moos seyn kann. (Will man genau verfahren, so kann man mit einem groben Pinsel die mit Wasser oder Mistlacke dünn gemachte Baumsalbe im Anfang gar nicht dick auftragen, und, wenn sie trocken, hernach wieder mit einer dickern überstreichen.) Fällt die Salbe ab, so sieht man am Baum eine glatte reine Rinde. 3) Man steche ferner den Nasen über der Wurzel so weit um den Stamm rings herum ab, als des alten Baums Nests sich in die Rinde vorhin verbreiteten, mache mit einer Hacke die über der Wurzel unter dem Wasen liegende Erde locker, und bedecke sie mit kurzem Kuhmist. „Dies thue man im späten Herbst, „und im folgenden Frühling darauf „nehme man das Köpfen nr. 1) und das Wegnehmen der Rinde nr. 2) vor. Alsdann ist auch der kurze Kuhmist zu Erde geworden, welche man auflockert, und Klee- oder Heusaamen hineinwirft.

Ausser dem Beschneiden gehört zur guten Besorgung aller Bäume noch folgendes. 1) Man besche den Stamm von oben bis unten, und erhalte ihn glatt und rein, schröpfe mit einem Messer alles sich ansetzende Moos und das rauhe an der Rinde ab. Das thue man bey feuchtem Wetter und Nebel. Man löse das Band auf, fahre mit der bloßen hohlen Hand am Stamme hinunter und herauf. Finde man Knoten; so schneide man sie nur gleich ab, und puße und polire so lang am Stamme, bis er so glatt

und glänzend wird als ein spanisches Rohr. 2) Die ausschlagende Wurzelsschosse schneide man in der Erde und an den Wurzeln ab (und decke die Wurzeln mit mehr Erde zu). Es setzet sich auch 3) am Stamme ein Schleim an. Es ist sehr gut und bewahrt den Baum vor Krankheiten, wenn man des Morgens im Thau oder wenn es geregnet hat, oft das Band auflöset, und mit dem Tuch in hohler Hand fleißig hinunter und herauf fährt, damit kein Schleim sitzen bleibt. Man kann ihn auch vorher mit dem Messer abschöpfen. 4) Schwitzt ein Baum im Nebel, Thau, und feuchtem Wetter, und ist der Schweiß oder Schleim schwarz; so sind das die erste Spuren des Brands. Man schneide die Blattern oder den Grind, so weit sie in der Rinde unter sich gefressen haben, mit einem scharfen Messer ab, und beschmiere die schadhafte Stelle mit Kuhfladen und Leim. Hatt aber schon eingefressen bis aufs Holz, oder das Holz selbst angefressen, so schneide man alles heraus, bis man an und aufs gesunde kommt, beschmiere die Wunde mit gedachter Salbe, verbinde sie mit einem leinenen Lappen, und thue das alle 4 — 6 Wochen wieder. Sind Nests oder Zweige im Gipfel davon angefressen, so schneide oder säge man sie dicht am Stamme ab, und verbinde die Wunde mit Baumsalbe. Insgemein trifft man diesen Schaden oben am Stamme zwischen dem Stamme und den Nests an, welche man fleißig visitiren, und reinlich erhalten muß. 5) Die Ameisen halte man von



von den Bäumen ab. Das einige gute Mittel ist diß. Man zerstöre sie mit ihren Nestern, und tödte sie mit siedendem Wasser. Aber, wenn die Nester an den Bäumen sind, so würde man hierdurch die Wurzeln verbrennen. In diesem Falle grabe man im Frühjahr ein paar Zoll tief über der Wurzel die Erde aus, fülle die Lük-

ke wieder mit frischem Leimen, trete diesen recht dicht und fest, sonderlich am Stamm. Wollen sie sich wieder einfinden; so zerstöre man sie vor neuem, bringe auch wieder frischer Leimen dahin, und fahre damit so lange fort, bis sie weichen und ihre Wohnungen verlassen.

## V. Vermischte Anmerkungen.

1) Man hüte sich alte Holzstücke z. E. Bretter u. dgl. die mit Farbe angestrichen sind, besonders grüner, worzu Grünspan kommt, zu verbrennen. Der Dampf und Rauch davon ist meistens schädlich und hat schon die verderblichste Folgen erregt.

2) Im Jahr 1766 ließ das Englische Parlament die in Irroland erfundene Kunst ohne Lohe zu gerben, bekannt machen, mit welcher das Gerben mit der Lohe in keine Vergleichung kommt. Man zieht den Saft aus der Heide aus, indem man sie mit Wasser in einem großen kupfernen Kessel, ja in keinem eisernen Gefäß, weil sonst das Leder schwarz und hart wird) kocht, hernach diesen Saft in große Kübel, welche erhaben stehen müssen, abgießt, damit man es kann wieder ablaufen lassen. NB.

Wenn das Wasser nicht wärmer, als Blut vom frisch geschlachteten Vieh ist, alsdann erst legt man die Häute in die Kübel. Je öfter man frisches Heidewasser aufgießt, das aber allemal die Wärme des natürlichen Bluts haben muß, desto besser und stärker wird das Leder, und desto besser geht das Gerben von statten, weit besser als mit kaltem Gerb-Wasser.

3) Der gedörrete Klee (das Klee-Heu) ist eine Art von Hygrometer. Wenn im Winter es aufstauen, also gelinder Wetter werden will; so ziehen sich die Dünste der Luft in die Klee Stengel hinein, sie werden zähe, und das Vieh frist sie daher ungerne. Hingegen wenn die Luft trockner ist, werden sie spröde, und lassen sich eher zermalmen.





AB 54407

S

X2736167

T9 8629









Nützlicher und getreuer

# Unterricht

für den

Land- und Bauerzmann

auf das Jahr 1776.

oder

fortgesetzter allgemeiner

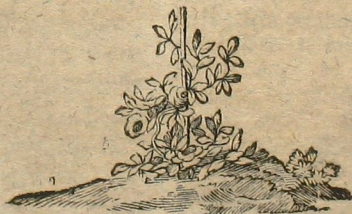
# Landwirthschafts-Kalender,

siebenter Jahrgang.

worinnen

alles dasjenige zu finden, was derselbe sowol in Absicht auf seine Gesundheit, als auch bey dem Feldbau, auf Aekern und Wiesen, in Gärten und Weinbergen, desgleichen bey allen Gattungen d. Viehzucht, und wie dasselbe nicht nur gesund zu erhalten, sondern auch bey vorkommenden Seuchen und Krankheiten leicht und glücklich zu curiren sey, in Acht zu nehmen hat;

alles nach den besten Erfahrungen unserer Zeiten  
zusammengetragen:



Stuttgart,  
bey Johann Benedict Mezler.